EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 53, 1/2 (2012), S. 122–126
© Waxmann

Thomas Meier/Petra Tillessen (Hrsg.), Über die Grenzen und zwischen den Disziplinen. Fächerübergreifende Zusammenarbeit im Forschungsfeld historischer Mensch-Umwelt-Beziehungen. Budapest: Archaeolingua 2011. 507 Seiten. Ca. 36 Abbildungen im Text. Softcover. ISBN 978–963-9911–22-2.

Der vorliegende Sammelband enthält die Textfassungen von 28 Vorträgen, die während einer Tagung im Jahre 2006 zum Thema fächerübergreifender Zusammenarbeit in der (prä-)historischen Mensch-Umwelt-Forschung gehalten wurden. Nach zwei vorgeschalteten Beiträgen zum Begriffsfeld interdisziplinärer Forschung (Thomas Potthast, S. 11–15) und einer die Thematik umreißenden Einleitung der Herausgeber Thomas Meier und Petra Tillessen (S. 19–44) gliedert sich der Band in drei Hauptteile. Der erste widmet sich theoretischen Fragestellungen, der zweite einzelnen Fallbeispielen aus fächerübergreifender Zusammenarbeit und der dritte dem Blick aus den einzelnen Disziplinen. Den Band beschließt ein als »Zwischenbilanz« überschriebener Abschnitt mit nur einem Aufsatz. Mit dieser Wortwahl wird ebenso wie mit der Aufnahme von insgesamt zehn ausformulierten Kommentaren und Erwiderungen zu den Vorträgen der diskursive und vorläufige Charakter der Ergebnisse betont. So gesehen folgt auch die Form des Buches mit manuskripthafter Satz- und Abbildungsqualität und graustichigem Papier der wohl intendierten Funktion und wirkt daher nicht störend, sondern passend, zumal die Fadenheftung seine dauerhafte Belastbarkeit sichert.

Die Tagung ging, wie Meier und Tillessen in ihrem Vorwort (S. 3–4) sowie in ihrem einleitenden Beitrag (S. 19–44) schildern, aus Schwierigkeiten hervor, die während der Arbeit an einem von der Volkswagenstiftung geförderten Projekt zu »Ökosystem, Sozialstruktur und Wirtschaftsweise im mittelalterlichen Altbaiern« auftraten. Hier arbeiteten Personen zusammen, die der »Mittelalterarchäologie, Historische[n] Agrarökologie, Anthropologie, Archäozoologie und Paläobotanik« (S. 21) und somit allesamt von stark fächerübergreifendem Arbeiten geprägten Forschungsfeldern angehörten. So ist die Archäologie, wie ein Beitrag von Thomas Knopf (S. 179–192) und ein Kommentar von Alexander Gramsch (S. 209–218) hervorheben, schon allein aufgrund der zur Deutung von Funden und Befunden unabdingbaren Analogieschlüsse *per se* interdisziplinär. Sie verfügt zudem nicht über ureigene Methoden (vgl. Renate Ebersbach, S. 253–254) und vielleicht noch nicht einmal Quellen (s. u.), was nur jene bestreiten, die befürchten, dadurch wie Virchow der Archäologie den Charakter einer Disziplin abzusprechen (R. Virchow, Einleitendes Vorwort. In: Sir John Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit, erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden, 1 [Jena 1874], VII). Des Weiteren kommt ja die Archäologie des Mittelalters nicht ohne die Geschichte des Mittelalters, und die (Prä-)Historische Anthropologie nicht ohne die Archäologie aus, und aus diesen Gründen können die im Projekt vertretenen Disziplinen auch auf eine gut eingeübte und des Öfteren reflektierte Kooperation zurückblicken (z. B.

die Beiträge von M. Haidle, S. Riehl, M. Doll und J. Orschiedt und M. Porr im Themenheft »Interdisziplinarität in der Archäologie« [Arch. Inf. 21/1, 1998] oder C. Lentz, Interdisziplinarität. Erfahrungen und Probleme. In: K.-D. Albert [Hrsg.], Mensch und Natur in Westafrika. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 268 »Kulturentwicklung und Sprachgeschichte im Naturraum Westafrikanische Savanne« [Weinheim 2004], 30–37). Die Verständigungsschwierigkeiten hingegen, die zwischen Archäologen und scheinbar fachlich so nahen anderen Geistes- und Kulturwissenschaften wie z. B. der Soziologie oder der Ethnologie seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts auftreten können, sind oft deutlich größer, was nicht nur ein Kommentar von Thomas Potthast (S. 133–138) und etliche Diskussionsbeiträge u. a. von Stephan Seidlmayer auf einem Münchner Kolloquium 2011 hervorhoben (N. Carlichi/N. Hoke/S. Neupert/S. Reuß/J. Sigl, Interdisziplinarität als Chance vom Studium bis zur Forschungspraxis. Erstes Doktorandenkolloquium des ArchaeoBioCenters der Ludwig-Maximilians-Universität, München 8.–9. Juli 2011: Abschlussbericht <http://www.archaeobiocenter.uni-muenchen.de/download/interdisziplinaritaet.pdf> letzte Aktualisierung o. D. [20.12.2012]), sondern auch an den moralphilosophischen und religionswissenschaftlichen Beiträgen von Verena Mayer (S. 121–132) und Alexandra Grieser (S. 159–178) deutlich wird. Dies illustriert, dass die Definitionsschwierigkeiten von fächerübergreifender Zusammenarbeit oder synonym »n>1-Disziplinaritäten«, wie Thomas Potthast seinen Beitrag zum Begriffsfeld von Inter-, Multi- und Transdisziplinariät (S. 11–15) augenzwinkernd überschreibt und die Oliver Nelle (S. 401–406) noch durch den Begriff des »multimethodischen« Vorgehens ergänzt, viel weniger in der methodischen Bestimmung der Zusammenarbeit liegen als in Definition dessen, was eine »Disziplin« oder ein »Fach« überhaupt sei: Dass Benno Furrer (S. 277–301) in seinem Beitrag das Wort »Disziplinen« in Anführungszeichen setzt, spiegelt diese oft nur in Konvention, Tradition und Organisation begründeten Grenzen der akademischen Disziplinen (J. Mittelstraß, Wohin geht die Wissenschaft? Über Disziplinarität, Transdisziplinarität und das Wissen in einer Leibniz-Welt. Konstanzer Bl. Hochschulfragen 26/1–2, 1989, 100). Damit ist, wie Meier und Tillessen (S. 19–44), aber auch ein Kommentar von Matthias Untermann (S. 251–252) ausführen, n>1-Disziplinarität weniger ein methodisch-inhaltliches als vor allem ein institutionell-wissenschaftssprachlich-soziales Problem, das sich mit dem Trend zur Rückgängigmachung der stetigen Zersplitterung der akademischen Fächer seit der Renaissance und insbesondere im Laufe der letzten 100 Jahre zumindest teilweise von selbst erledigen dürfte, da dadurch bisherige Fachgrenzen wegfallen. Dieser Trend zeigt sich z. B. in der Schaffung von »Altertumskunde« genannten Studiengängen statt des Studiums kleiner Einzelarchäologien an der FU Berlin seit 2005 oder auf der Verwaltungsebene mit der 2010 erfolgten Zusammenlegung der Fakultäten für Geschichte und Philosophie, Neuphilologie und Kulturwissenschaften an der Universität Tübingen zu einer Fakultät für Philosophie nach dem Vorbild von 1433. Verzichtet das vorliegende Buch aus eben diesem Grund auf die Angabe jeglicher Informationen zur aktuellen institutionellen Zugehörigkeit seiner Autoren? Gerade um des Diskurses willen wäre die Angabe von Adressen für die Leser des Buches aber wünschenswert gewesen und hätte auch mir entsprechendes *cyber-stalking* nach mir bisher unbekannten Namen im Internet erspart.

Im ersten Hauptteil »Theoretische Perspektiven« setzen sich unter dem Unterthema »Wissenschaftskonstruktionen« drei Beiträge kritisch mit den in Studien zu Mensch

und Umwelt häufig gebrauchten wissenschaftlichen Konstrukten der Natur und des Naturvolks (Thomas Bargatzky, S. 49–65), der Subsistenzökonomie (Dieter Groh, S. 67–89) und dem zwar – insbesondere in prozessualen Richtungen der Archäologie – oft unterstellten, aber kaum im Diskurs mit Wirtschaftswissenschaftlern problematisierten *Homo oeconomicus* (Joachim Weimann, S. 91–102) auseinander. Unter der Überschrift »Wege über Grenzen?« findet sich eine Sicht der Drittmittelgeber, Gutachter und Studenten auf interdisziplinäre Forschung von Hagen Hof (S. 105–120). An den bereits oben genannten Beitrag zu Interdisziplinarität als Tugend (Verena Mayer, S. 121–132) knüpft der Beitrag von Jens Jetzkowitz zum gegenwärtigen Interesse an vergangenen Natur-Mensch-Beziehungen (S. 141–158) an, denn jeder Archäologe ist gelegentlich mit der Frage konfrontiert, warum er seine Arbeitskraft einem Fach widmet, das von vielen Laien als zum Beruf gemachtes Hobby empfunden wird und anders als z. B. die Medizin oder der Maschinenbau kaum direkte Lösungen für die drängenden Probleme unserer Zeit entwickeln kann. Interdisziplinarität, insbesondere mit den trotz oft abgehobener Grundlagenforschung in der Öffentlichkeit gerne pauschal als »nützlich« wahrgenommenen Naturwissenschaften, verhilft der Archäologie dann zu größerer Legitimation. Besonders die historische Mensch-Umweltforschung wird hier gerne ins Feld geführt, wozu ich persönlich vorzugweise das SINCOS-Projekt (<http://www2008.io-warnemuende.de/projects/sincos/>, letzte Aktualisierung 08.12.2009 [09.01.2013]) als Beispiel bemühe, da ohne die von der Archäologie gelieferten Datierungen versunkener mesolithischer Siedlungen und damit alter Küstenlinien keine Prognose des künftigen Meeresspiegelanstiegs in der Ostseeregion möglich gewesen wäre. Vor einem abschließenden Beitrag von Petra Tillessen und Doris Gutsmiedl-Schümann zum einem hermeneutischen Zirkel ähnelnden und oft unreflektierten Vorgehen bei Anlage und Auswertung von relationalen Datenbanken (S. 193–208) zeigt Thomas Knopfs Beitrag, wie selten interkulturelle Vergleiche in der archäologischen und historischen Mensch-Umweltforschung bisher vorgenommen werden (S. 179–192).

Nur ein einziger solcher Beitrag findet sich entsprechend auch im zweiten Hauptteil »Fallbeispiele« in Form von Renate Ebersbachs Aufsatz (S. 223–233), und es ist bezeichnend, dass sich der kritische Kommentar von Matthias Untermann (S. 251–252) weniger auf die Problematik des interkulturellen Vergleichs richtet, wie ihn Ebersbach durch die Heranziehung z. B. von Analogien aus dem mittelalterlichen Europa oder dem heutigen Himalaja zur Deutung jungneolithischer Wirtschaftsverhältnisse vornahm, sondern vor allem auf die Heranziehung der »Daten und Quellen anderer Wissenschaften« (S. 251), selbst wenn diese, wie im Beitrag von Kerstin Pasda zu archäozoologischen und historischen Quellen zur mittelalterlichen Ernährung (S. 235–250), aus demselben kulturellen Kontext stammen. Dass Untermann dieses Vorgehen zudem noch provokanterweise als »Wildern« bezeichnet, verschleiert in Ebersbachs Erwiderung (S. 253–255) den Blick auf die Frage, ob es denn wirklich so etwas wie für ein Fach spezifische Quellen gibt (vgl. hierzu für die Archäologie nur in Bezug auf die Abgrenzung von den sog. historischen Quellen: M. K. H. Eggert, Prähistorische Archäologie: Konzepte und Methoden [Tübingen 2001], 51). Gerade dieses Problem aber wurde meiner Ansicht nach im vorliegenden Band vernachlässigt: Darf eine attisch schwarzfigurige Scherbe nur von einem Klassischen Archäologen bearbeitet werden, selbst wenn sie von der Heuneburg stammt, und damit von einem Fundplatz, der traditionell der Prähistorischen Archäologie zugeschrie-

ben wird? Und wie stellen wir uns dazu, wenn sich z. B. ein Historiker für die bildliche Darstellung auf der Scherbe (vgl. Gertrud Thoma, S. 421–434) oder ein Chemiker für die Zusammensetzung ihres Überzuges zu interessieren beginnt – wird sie nicht vielmehr dann jeweils zu einer klassisch-archäologischen, prähistorisch-archäologischen, historischen oder gar chemischen Quelle (Zu dieser Problematik in Bezug auf das Verhältnis von Archäologie und Archäometrie: E. Rosenstock, Environmental Factors in Tell Formation: An Archaeometric Attempt. In: R. Hofmann/F.-K. Moetz/J. Müller [Hrsg.], Tells: Social and Environmental Space. Univforsch. Prähist. Arch. 207 [Bonn 2012], 34)? Es fällt zudem beim weiteren Lesen des Teils »Fallbeispiele« auf, dass nur die Beiträge von Renate Ebersbach, Kerstin Pasda und Matthias Untermann sowie jener von Benno Furrer zu saisonaler alpiner Höhenstufentranshumanz in archäologischer und volkskundlicher bzw. europäisch-ethnologischer Perspektive (S. 277–301) der Fragestellung der Tagung entsprechend ihr Vorgehen reflektieren. Die anderen Aufsätze zu zwischen Archäologie und Naturwissenschaften angesiedelten Mensch-Umwelt-geschichtlichen Projekten zur Hochgebirgsarchäologie der Alpen (Dieter Schäfer, S. 259–275), zur Bevölkerungsgeschichte Grönlands von 1000 bis 1500 n. Chr. (Niels Lynnerup, S. 335–345) und solchen, die hierzu noch die Geschichtswissenschaften heranziehen, wie Dieter Groh zum selben Thema (S. 347–371), und Matthias Hardt zur Wirtschaft in der *Germania Slavica* (S. 313–328) sowie Helge Salvesen zur Mittelalter und Neuzeit in Jämtland (S. 373–392), legen vor allem Ergebnisse vor, was durch die Kommentare von Hans-Rudolf Egli (S. 303–306), Felix Schmitt (S. 329–331) und Clemens Pasda (S. 393–395) nur bedingt ausgeglichen wird. Diese Beiträge hätten vielleicht besser als Vergleichsfälle in einem Band zu den Ergebnissen und weniger zur Methodik des Projekts »Ökosystem, Sozialstruktur und Wirtschaftsweise im mittelalterlichen Altbaiern« untergebracht werden können.

Der dritte Hauptteil »Der Blick aus den Disziplinen« enthält zum einen zwei Erfahrungsberichte von damaligen Doktoranden aus den interdisziplinären Graduiertenkollegs »Paläoökosystemforschung und Geschichte« in Regensburg 1998 bis 2004 (Oliver Nelle, S. 401–406) und »Interdisziplinäre Umweltgeschichte« in Göttingen seit 2004 (Anne Klammt, S. 407–416) über die Probleme, die nicht nur beim gemeinsamen Arbeiten, sondern auch beim Publizieren gemeinsam erzielter Ergebnisse in den aufsatzorientierten Naturwissenschaften und den bisher noch an der Monographie orientierten Geisteswissenschaften entstehen, und wie der einem solchen Kolleg zugemessene, von den Instituten getrennte separate Raum die interdisziplinäre Arbeit fördern, aber gleichzeitig die soziale Haftung im eigenen Fach verringern kann: Die Kaffeeküche bleibt doch der wichtigste Büro- und Laborraum für die Wissenschaft. Ein Kommentar von Doris Gutsmiedl-Schümann und Sabine Früchtl (S. 417–419) geht zudem auf individuelle Promotionsvorhaben mit interdisziplinärer Thematik ein. Es fällt hier auf, dass nur Nelle neben dem Arbeitsprozess auch die erzielten Ergebnisse als ein Kriterium für den Nutzen eines interdisziplinären Promotionsprojekts nennt. Unter der zweiten Überschrift »Fächerperspektiven« wird aus dem Beitrag der Historikerin Gertrud Thoma (S. 423–434) erneut die Problematik der Zuweisung von Quellen und Methoden zu Disziplinen deutlich, denn bei Thomas konsequenter Unterscheidung der Fächer anhand der in ihnen traditionell genutzten Methoden und Quellen wäre die Geschichtswissenschaft letztlich gezwungen, die historische Umweltwissenschaft aus der Hand zu geben, da weder Texte noch bildliche Darstellungen nach Thoma genügend Aussagewert besitzen. Winfried

Schrenks Beitrag (S. 435–445) zur Historischen Geographie als typisches Schnittstellengebiet zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, das alle zur Erhellung der Fragestellung dienlichen Quellen heranzieht, setzt hierzu einen Kontrapunkt und leitet zum Beitrag von Sebastian Brather zur Bestimmung der Forschungsfelder Siedlungs-, Landschafts- und Umweltarchäologie zwischen geistiger Raumkonstruktion und materiellem Ökosystem über (S. 447–466). Heide Hüster-Plogmann (S. 467–470), Bernd Hermann (S. 471–485) und Hansjörg Küster (S. 487–494) runden den Reigen der beteiligten Fächer mit Blickwinkeln der sich gelegentlich als »Hilfswissenschaftler« (Küster, S. 490) fühlenden Archäozoologen, Anthropologen und Archäobotaniker ab. Dass Bernd Hermann die (Prä-)Historische Anthropologie als *per se* n>1-disziplinär definiert, verbindet das Fach m. E. mit der Archäologie (s. o.), doch kann man sicher nicht allein daraus der (Prä-)Historischen Anthropologie die Existenzberechtigung als Fach absprechen; und dass die Biologie historischer menschlicher Individuen erst dann interessant wird, wenn man diese Individuen kulturell verortet hat, würde letztlich auch der Archäozoologie und -botanik ihre Existenzberechtigung entziehen, denn ein Rindermarkknochen oder verkohltes Gerstenkorn wären doch gleichermaßen ohne diesen Deutungskontext eher uninteressant. Gerade an dieser Stelle vermisse ich sehr einen Kommentar zu den drei archäobiologischen Beiträgen, wo doch Kommentare ansonsten das Buch konsequent durchziehen. Es bleibt zu hoffen, dass sein Fehlen bei den Lesern nicht eine gegenüber den anderen vertretenen Forschungsgebieten geringer ausgeprägte Diskussionskultur in den archäobiologischen Disziplinen suggeriert. Gerade angesichts der aktiven Beteiligung eines Vertreters der Mittelgeberseite am *workshop* und am Buch (Hof, S. 105–120) fällt zudem auf, dass die scheinbare Führungsrolle der Archäologie in n>1-disziplinären Projekten zumindest in Deutschland nicht thematisiert wird. Sie scheint mir weniger durch die *per-se*-Interdisziplinarität (s. o.) oder die von Bernd Hermann angesprochene oft größere »erzählerische Kompetenz« (S. 476) der Archäologie bedingt zu sein als v. a. durch die gegenwärtige Forschungsförderungslandschaft: Anders als z. B. in Großbritannien gibt es hier nur wenige von archäobiologischer Seite initiierte Projekte.

Der Band schließt mit einem zweiten Beitrag von Alexandra Grieser zu Perspektivität als (Inter-)Disziplinarität ergänzende Arbeitsform (S. 497–507), in dem ihr theoretischer Ansatz (S. 159–158) konkret und transparent wird. Angesichts der im vorliegenden Buch durchscheinenden Nichttragfähigkeit der auf Methoden oder auf Quellen abhebenden Definitionen der »Disziplinen« ist zu hoffen, dass ihr Vorschlag »Perspektivität« Wortungetüme wie »Präinterdisziplinariät«, »Multimethodisches Vorgehen« oder »n>1-Disziplinarität« ablösen wird. Hinter dem bescheidenen Auftritt des Buches verbergen sich als Fazit etliche Beiträge, die für die in ihnen angesprochenen methodischen Probleme grundlegenden Charakter haben. Jeder sich als »n>1-disziplinär« arbeitend begreifende Archäologe wird sich in den methodischen und wissenschaftssozialen Problemen wiedererkennen und den Autoren für ihre Offenheit dankbar sein. Insofern ist das Buch ebenso fachlich informativ wie auch tröstlich und ermutigend.

Eva Rosenstock
Institut für Prähistorische Archäologie der Freien Universität Berlin, Emmy-Noether-Nachwuchsgruppe »Lebensbedingungen und biologischer Lebensstandard in der Vorgeschichte«, Altensteinstraße 2–4, 14195 Berlin-Dahlem
rsnstck@zedat.fu-berlin.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 53, 1/2 (2012), S. 127–132
© Waxmann

Peter Haupt, Landschaftsarchäologie. Eine Einführung. Stuttgart: Theiss 2012. 222 Seiten. 66 Abbildungen. 5 Tabellen. Hardcover. ISBN 978–3-534–24863–6.

Das Buch ist als Einzelpublikation im archäologie- und geschichtsorientierten Theiss-Verlag erschienen, wo es durchaus auch in die wesentlich günstigere Reihe ›Theiss WissenKompakt‹ gepasst hätte. Es stellt in der Tat die erste deutschsprachige, als Einführung gedachte, Behandlung des Themas ›Landschaftsarchäologie‹ dar, eines Themas, dem in der englischsprachigen Literatur bereits seit wesentlich längerer Zeit Einführungen, Sammelbände und Überblicke gewidmet sind.

Das Buch ist, von Vorwort, Ausblick und Glossar/Register/Literatur abgesehen, in vier größere Einheiten untergliedert. Etwas mehr als zwölf Seiten umfasst dabei eine Einleitung, in der über Terminologie, Nachbarwissenschaften, Landschaftsbegriff, Kulturlandschaftsgenese und allgemeine Prämissen gehandelt wird. Sehr umfangreich (64 Seiten) werden »Quellen und Methoden« in zehn Untereinheiten besprochen, wobei hier die naturwissenschaftliche Ansätze dominieren. Neben Pollenprofilen oder Geoarchäologie geht es aber auch um Flurnamen, Toponyme und Kartierung/GIS.

Knapper (26 Seiten) wird dann auf sieben spezifische Ressourcen (Erze, Steine, andere Bodenschätze, Wald, Wasser, Salz und Boden) eingegangen. Den umfangreichsten Teil (70 Seiten) bildet der Abschnitt, in dem sechs, unterschiedlich (zwischen gut sechs und 17 Seiten) umfangreiche Fallbeispiele vorgestellt werden. Das Spektrum reicht dabei von früher Almwirtschaft in den Alpen über Bergbau in der Pfalz und Wüstungsprozesse im Hunsrück bis hin zu einer Region in den Niederlanden sowie ein Forschungsprojekt in Burgund. Schließlich wird noch das Thema Parzellierungen, Wege und Grenzen behandelt. Zeitlich gesehen liegt der Schwerpunkt eher auf der jüngeren Urgeschichte und Frühgeschichte bzw. dem Mittelalter und der Neuzeit. Der Autor, Peter Haupt, greift hier, aber auch an vielen anderen Stellen des Buches auf seine reiche praktische Erfahrung als Feld- und Projektarchäologe zurück. Dies wird etwa immer wieder bei ganz praktischen Hinweisen deutlich, bis hin zu Details hinsichtlich der Verwendung von bestimmten Funkgeräten oder der Farbe von Warnwesten bei Vermessungsarbeiten im Gelände.

Das Buch ist insgesamt sehr gut lesbar, meist flüssig und anschaulich geschrieben. Von wenigen Schreib- oder Setzfehlern abgesehen (etwa S. 16 unten »Vetrautheit«, S. 138 »ideele«, oder S. 221 unten mit falschem Umbruch) scheint eine gründliche Redaktion erfolgt zu sein. Die Abbildungen veranschaulichen in der Regel das Geschriebene recht gut; allerdings hätte man sich an einigen Stellen etwas mehr Informationen gewünscht. So kann man etwa bei der Karte aus dem 17. Jh. (Abb. 40) nur sehr schwer bzw. gar nicht die im Text angesprochenen Orte und Regionen finden. Eine zusätzliche Karte mit den heutigen Grenzen und Namen wäre hier hilfreich gewesen. Für Abb. 54 (Plan der Civitas Haeduorum) bleibt unklar, was die dunkel unterlegten Bereiche darstellen

(Wald?). Auch Abb. 62 (rekonstruierte Parzellierung und Landnutzung einer villa rustica) erschließt sich nicht von alleine.

Das umfangreiche Literaturverzeichnis mit rund 400 Titeln von Publikationen sowie Internet-Quellen und Zeitschriftenreihen sowie ein Orts- und Sachregister sind grundsätzlich hilfreich für Werke, die als grundlegende Einführung und quasi Nachschlagewerk gedacht sind. Beim Glossar sei noch angemerkt, dass der Begriff ›Kolluvium‹ nicht den Vorgang der Akkumulation umgelagerten Bodens, sondern das Ergebnis, also die entstandene Schicht bzw. den Bodenhorizont meint.

Sowohl im Vorwort (S. 7) wie auch im Ausblick (S. 189) spricht Haupt die nicht fachliche Öffentlichkeit an. Die Landschaftsarchäologie besitze »zahlreiche Verbindungen zum heutigen Alltag lebender Menschen (also Steuerzahler, die den Wissenschaftsbetrieb weitgehend finanzieren)«. Das »steuerzahlende Publikum« sei an solchen Erkenntnissen interessiert, die sich mit »aktuellen Problemen, letztlich ihrem Alltagsleben« verknüpfen ließen. Daraus leitet Haupt zum einen die Adressaten seiner Einführung ab, nämlich Studierende *und* interessierte Laien, zum anderen die Anfälligkeit der jungen Disziplin Landschaftsarchäologie für außerwissenschaftliche Einflüsse. Die wichtigen gesellschaftlichen Themen der nächsten Jahrzehnte (Bevölkerungszusammensetzung, Energiewirtschaft, Rohstoffverknappung) sieht Haupt daher als potenziell Einfluss nehmend auf die Schwerpunkte in der Archäologie, also auch die Landschaftsarchäologie. Dies eröffne möglicherweise eine Chance diese Fachrichtung in interdisziplinären Verbünden oder Institutionen zu etablieren.

Ob sich die Probleme, mit denen sich die Landschaftsarchäologie beschäftigt, tatsächlich mit den Problemen der Steuerzahler decken, sei einmal dahin gestellt. Dass sich aktuelle gesellschaftliche Themen in der Forschungslandschaft bis zu einem gewissen Grad spiegeln, wird jedoch kaum jemand bestreiten. Nachdem das Thema Umwelt bis vor einigen Jahren *en vogue* war und sich seit den 90er Jahren verschiedenste kleinere und größere Projekte in der Archäologie damit befassten, tritt im Moment die Ökonomie stärker in den Blickpunkt. Spiegeln sich also Wirtschafts- und Bankenkrise in einer verstärkten Hinwendung zur Wirtschaftsarchäologie und zum Thema ›Ressourcen‹?

Ein zweiter, im Vorwort ausgeführter Aspekt dürfte für die Gesamtkonzeption des Buches relevant sein. Leicht polemisch schreibt Haupt, dass » ›Theorien‹ und das Schreiben über solche bisweilen als höchste Stufe archäologischer Wissenschaft propagiert« (S. 7) würden. Demgegenüber möchte er Landschaftsarchäologie als »Forschungsrichtung zum Erzielen von Erkenntnissen zur Kulturlandschaftsgenese« (ebd.) verstehen. Dies könne man als eine »bodenständige Landschaftsarchäologie« (ebd.) bezeichnen; soziokulturelle Theorien spielten daher eine untergeordnete Rolle.

Sowohl zu den einzelnen Methoden, etwa Pollenprofilen, als auch zu den Kapiteln mit Bezug zu konkreten ›Ressourcen‹ sowie den Fallstudien sei hier wenig angemerkt. Sie sind zusammenfassende, überblicksartige bzw. praxisbezogene Beispiele, denen evtl. der Kenner der jeweiligen Bereiche hier oder da etwas hinzufügen könnte. Sie zeigen recht prägnant die methodischen Ansätze einer praktischen, überwiegend feldarchäologischen bzw. auch naturwissenschaftlichen Herangehensweise an die Rekonstruktion einer jeweiligen Kulturlandschaft mit Schwerpunkt auf siedlungs- und umweltbezogener Genese. Unklar scheint mir hier lediglich die Aussage S. 84, dass die räumliche Darstellung gleichartiger Funde oder Befunde ein breites Bündel von Aussagen zur

Wirtschaftsgeschichte, Ethnologie, Ereignisgeschichte und vielem mehr, mithin auch zur Kulturlandschaftsgenese ermögliche. Wie man – vereinfacht gesprochen – von ›GIS‹ zu ethnologischen Erkenntnissen kommt, hätte wohl noch erläutert gehört.

Interessanter ist ein Blick auf die einleitenden Kapitel sowie auf Vor- und Nachwort. Eine nicht ganz leicht zu beantwortende Frage ist diejenige nach der Definition und Abgrenzung von ›Landschaftsarchäologie‹. Wie Haupt richtig bemerkt, sind es vor allem die subjektiven Vorstellungen von Landschaft, verbunden mit unbewussten Definitionen in der Archäologie, die zu Unklarheiten führen. Jede archäologische Forschungsrichtung müsse nicht vom Gegenstand, sondern den Fragestellungen bestimmt werden. Dementsprechend setzt Haupt Landschaftsarchäologie mit der von »archäologischen Fragestellungen ausgehenden Erforschung der Kulturlandschaftsgenese« gleich (S. 9). Das Hauptaugenmerk ist dabei, folgt man Haupt, auf die physisch-geographischen Bestandteile einer ›Landschaft‹ gerichtet, also Vegetation, Böden usw. Es geht also darum, wie es zu der heutigen Gestaltung der die Menschen umgebenden ›Umwelt‹ gekommen ist. Dabei sind auch die Wechselwirkungen zwischen Mensch und Umwelt bei der Genese von Landschaft Teil der entsprechenden Forschung (ebd.). Bei Haupts knapper Forschungsgeschichte bleibt unklar, was mit der von ihm angeführten, auf Hans Jürgen Eggers Ansätzen beruhenden »theorielastigen, raumbezogenen Forschung« (ebd.) gemeint ist.

Allzu rational ökonomisch klingt das Argument, dass ein Erkenntnisgewinn in der Landschaftsarchäologie hinsichtlich Vorteil-Nachteil bzw. Kosten-/Nutzen-Rechnungen gesucht werde (S. 10 oben). Inwiefern das Einbringen neuer Faktoren über die Zeit hinweg zu Vor- und Nachteilen für das menschliche Wirtschaften führt und dies mit archäologischen Methoden erkannt werden kann, ist im Einzelfall sehr unterschiedlich. Zudem können vermutlich viele dieser Faktoren zuerst einmal nicht mit den gängigen feldarchäologischen Möglichkeiten entdeckt werden, sondern sind nur hypothetisch zu erschließen, etwa wenn es um Aspekte von Macht, Sozialstruktur oder Religion geht. Auch die einfache Formel, bei der Entstehung der Kulturlandschaft durch menschliche Einflüsse gehe es »nur um die Optimierung menschlicher Existenz im Wechselspiel mit der Anpassung an geänderte Rahmenbedingungen bzw. durch aktive Änderung derselben« (S. 16) klingt recht prozessual bzw. evolutionistisch. Aussagen wie diejenige, dass die Fähigkeit zur aktiven Anpassung als Selektionsvorteil im ›Biotop‹ Kulturlandschaft betrachtet werden könne, hätten ausführlicher kommentiert werden sollen.

Haupt weist darauf hin, dass Landschaftsarchäologie auch mit einem Schwerpunkt in den »Humanwissenschaften« betrieben werden könne – dies werde vor allem im angloamerikanischen Raum getan. In Fragestellungen zu den »Raumbezügen von Herrschaft oder zu den Sakralstrukturen von Landschaft« sei der »soziologische Einfluss« zu sehen (S. 10). Diese Forschungen seien nicht müßig, so Haupt, bauten aber auf dem auf, was im Buch behandelt werde. Damit macht er auch deutlich, dass Fragestellungen dieser Art in seinem Buch keine Rolle spielen. Hier könnte angemerkt werden, dass solche übergeordneten Fragestellungen doch ebenso – mit Blick auf die kulturhistorischen Erkenntnisziele vielleicht sogar vorrangig – zu einer Kulturwissenschaft (wie sie die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie oder auch die Archäologie des Mittelalters darstellen) gehören und nicht nur die Rekonstruktion des Wandels des Naturraums unter menschlichem Einfluss. Dabei ist es unbenommen, dass Letztgenanntes eine wesentliche

Grundlage für diese Fragen darstellt. Insofern kann der von Haupt gleichsam konstruierte Gegensatz zwischen einer »Metaebene« und einer »empirischen Wissenschaft« bzw. einer »wissenschaftstheoretischen Warte« und einer »Praxis« (ebd.) nicht überzeugen. Es scheint vielmehr angeraten, auch Fragestellungen und entsprechende Forschungen zu einer ›sakralen Landschaft‹ o. ä. unter einem praktischen oder vielmehr angewandten Aspekt zu betrachten. Welche von Archäolog(inn)en erforschbaren Elemente einer prähistorischen Kulturlandschaft könnten denn Hinweise auf eine Sakralität sein? Dies ist doch eine berechtigte Frage, zu deren Beantwortung oder zumindest Diskussion das Buch aber wenig Informationen bietet.

Kommt man zurück zur Bestimmung von Landschaftsarchäologie, so könnte man Haupts eigenes anschauliches Beispiel des Archäologen, der ein Mammut ausgräbt, als Analogie verwenden. Man könne diesen nämlich nicht als »Mammutforscher« bezeichnen, zutreffender wäre wohl hinsichtlich der verfolgten Fragestellungen die Bezeichnung »Archäologe des Eiszeitalters«. Sollte ein/e Archäologe/in, der/die sich mit (einer) Landschaft beschäftigt, dementsprechend nicht Landschaftsarchäologe/in genannt werden (?). Müsste man ihn bzw. sie dann nicht eher (um Haupts Fallbeispiele aufzugreifen) als ›Archäologe/in der spätkeltischen Zeit‹ (Fallstudie Burgund), ›Bergbau‹- oder ›Wüstungsarchäologe/in‹ bezeichnen?

Diese Problematik wird zwangsläufig auch bei der Stellung der Landschaftsarchäologie zu ihren Nachbarwissenschaften deutlich. Zahlreiche Überschneidungen in den Forschungsobjekten, den Methoden und den Fragestellungen führen zu »älteren Brüdern« (Siedlungsarchäologie) oder »Ablegern« (Geoarchäologie) der Landschaftsarchäologie. Insbesondere bei Siedlungs- und Umweltarchäologie bestehen Abgrenzungsprobleme. Die ›Formel‹ Siedlungen als Teil der Kulturlandschaft hier (Siedlungsarchäologie) und Landschaft als Umgebung der Siedlungen da (Landschaftsarchäologie) kann in der Forschung schnell zu fließenden Übergängen führen. Das gilt auch für die Umweltarchäologie, für die Haupt eine Trennung von Mensch und Umwelt sowie einen Fokus auf die Lebensbedingungen anführt.

In diesem Kontext ist es durchaus interessant, dass die hier besprochene Einführung in die Landschaftsarchäologie durchaus große Ähnlichkeiten in den behandelten Themen zur Jankuhnschen »Einführung in die Siedlungsarchäologie« von 1977 aufweist: Kapitel zu Quellen, Methoden und Fallbeispiele mit vergleichbarem Inhalt kommen jeweils vor. Jankuhns Schlusskapitel trägt darüber hinaus den Titel »Entstehung und Wandlung der Kulturlandschaft in der Sicht siedlungsarchäologischer Forschung«. Auch die Geographie mit den Einführungen Helmut Jägers zu »Entwicklungsproblemen europäischer Kulturlandschaften« (1987) oder zur »Umweltgeschichte« (1994) kann hier angeführt werden. Dies macht deutlich, dass die Landschaftsarchäologie ganz überwiegend nichts Neues darstellt, sondern auf vielfältigen Ansätzen nicht nur der Archäologie fußt. Dennoch würde niemand bestreiten, dass die Archäologie das Thema ›Landschaft‹ als quasi eigenständige Forschungsrichtung ebenso in Anspruch nehmen darf wie etwa die Geographie.

Im Abschnitt über die verschiedenen, teilweise fachbezogenen Definitionen von Landschaft kommt Haupt auf die ›humanwissenschaftlich betriebene Landschaftsarchäologie‹ zurück (ohne dies aber direkt anzusprechen). Die »retrospektiv-empirische Landschaftskonstruktion« sei eine häufig mit der Landschaftsarchäologie verbundene

Praxis (S. 14). Dabei würden mit Hilfe von Analogien aus der Ethnologie oder der Geschichte landschaftsbezogene Empfindungen vor- und frühgeschichtlicher Menschen rekonstruiert ohne einschlägige Eigenüberlieferung zu besitzen. Es ist Haupt sicher zuzustimmen, dass die jeweilige Sozialisation und Arbeitsweise der bearbeitenden Archäolog(innen) hier eine nicht unerhebliche Rolle spielen (kann). Entsprechend klingt sein Fazit leicht ironisch: Es sei zwar reizvoll über die landschaftswertenden Empfindungen früherer Menschen zu spekulieren, ein Erkenntnisgewinn über die damaligen Menschen sei jedoch dahingestellt. Wenig später (S. 21) äußert er sich dann ganz eindeutig: Eine Landschaftswahrnehmung der Vergangenheit sei nicht rekonstruierbar. Sein Beispiel Stonehenge hinterlässt aber einen gespaltenen Eindruck. Es könne nicht entschieden werden, ob die dortige Landschaft schon vor dem Bau oder durch den Bau der Monumente heilig gewesen bzw. geworden wäre. Dies muss aber nur auf den ersten Blick richtig sein, denn gerade mit feldarchäologischen Methoden ist einiges über die Abfolge von Monumenten, Wandel und Nutzung der Landschaft etc. herauszufinden. Dies wiederum könnte ja durchaus Hinweise auf eine spezifische, wie auch immer geartete Betrachtungsweise der Landschaft in prähistorischer Zeit liefern. Unabhängig davon dürfte es aus einer kulturhistorischen Sicht durchaus wichtig sein, sich Gedanken darüber zu machen, wie Menschen früherer Zeit ihre Umgebung bzw. den Kontext von Monumenten usw. wahrgenommen haben könnten. Dass hier Analogien (wie auch sonst bei annähernd jeder Deutung in der Archäologie) eine Rolle spielen, um auf Basis der Befunde und Funde etc. Modelle zu bilden, gilt für zahlreiche übergeordnete Fragestellungen der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie. Insofern ist es nicht nur reizvoll, sondern (in gewissem jeweils angepasstem) Umfang notwendig, sich auch mit ur- und frühgeschichtlicher Landschaftskonstruktion zu beschäftigen. Haupt selbst gibt ein Beispiel aus der schriftlichen Überlieferung, etwa zu religiösen Einflüssen auf die Landschaftswahrnehmung (heilige Wälder), die es ja auch schon in bandkeramischer Zeit gegeben haben könnte. Auch eine Bemerkung im Zusammenhang mit der Besprechung von »statischen Zuständen oder natürlichen Gleichgewichten« (S. 18) ist hier anzusiedeln: Eine sinkende Erntemenge aufgrund gestörter Rahmenbedingungen könnte bei nicht erkennbaren Ursachen auch als Störung in der Beziehung Mensch-Gottheit von den Menschen gesehen werden. Solche Modelle (heilige Wälder, gestörte Beziehung) sind für die Rekonstruktion von Landschaften und Landschaftswahrnehmungen sicher hilfreich. Haupt lehnt dies allerdings ab, da solche »unbekannte Variablen« nicht in eine »gerade noch überschaubare Gleichung« eingeführt werden sollten (S. 16).

Haupts eigenes Fazit am Ende des kurzen Kapitels 1.4 »Kulturlandschaftsgenese« (S. 17) kann jedoch nur unterstrichen werden: Kulturlandschaft sei immer auch ein gedankliches Konstrukt ihrer Bewohner, ihrer Nachbarn und der Landschaftsarchäologen selbst. Auch der Hinweis, dass Wertungen im Kontext von Kulturlandschaften immer relativ sind und emotionsgeladene Faktoren in der entsprechenden Forschung ebenfalls erforscht werden müssen (etwa beim Begriff ›Heimat‹) (S. 19) sind hier wichtig. Der Archäologe sei dabei Teil des Systems, das er zu seinem Untersuchungsobjekt auswähle. Zudem sei er nicht objektiv, sondern vorbelastet durch bestimmte Erfahrungen, Erkenntnisse und seine Sozialisation sowie den Zeitgeist. Dies alles – und auch hier kann man Haupt nur beipflichten – erlegen ihm eine gewisse Verantwortung bei der Auswahl seiner Objekte und Fragestellungen auf (S. 21); man möchte hinzufügen: Diese

Verantwortung gilt auch (und vielleicht ganz besonders) für die Ergebnisse und ihre Darstellung.

Am Ende sei noch einmal die im Vorwort wiedergegebene Aussage aufgegriffen, der zufolge Theorie zuweilen als höchste Stufe archäologischer Wissenschaft aufgefasst werde. Dem stellte Haupt eine »bodenständige Landschaftsarchäologie« gegenüber. Der Rezensent sieht hingegen die schlüssige Verbindung von ›bodenständiger‹ befund- und fundorientierter Forschung mit Theorie(n) und Modellen als höchste Stufe archäologischer Wissenschaft. Hier hätte Haupts Einführung etwas mehr bieten können. Davon abgesehen wird das Buch seinem Anspruch einer grundlegenden Einführung in die archäologische Erforschung einer Kulturlandschaftsgenese voll gerecht. Jankuhns bald 40 Jahre alte »Einführung in die Siedlungsarchäologie« ist in vielen Punkten, etwa was naturwissenschaftliche Methoden, aber auch Fragestellungen betrifft, veraltet. Hinsichtlich des modernen Fokus auf ›Landschaft‹ ist hier Abhilfe geschaffen.

Thomas Knopf
Eberhard Karls Universität Tübingen, Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Abteilung Jüngere Urgeschichte und Frühgeschichte, Schloss Hohentübingen, Burgsteige 11, 72070 Tübingen
thomas.knopf@uni-tuebingen.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 53, 1/2 (2012), S. 133–141
© Waxmann

Knut Petzold, Soziologische Theorien in der Archäologie. Konzepte, Probleme, Möglichkeiten. Saarbrücken: AV Akademikerverlag. 2. Aufl. 2012. 132 Seiten. Broschur. ISBN 978–3-639–41077–8.

Bei dem zu besprechenden Band handelt es sich um die soziologische Diplomarbeit des Verf., ihr Gegenstand ist eine »bis zu diesem Zeitpunkt seitens der Soziologie unbearbeitete Thematik: Die Schnittstelle zwischen Soziologie und Archäologie« (S. 9). Der Titel verheißt ein handbuchartiges Kompendium, das einen Überblick über die Reflexe der überaus disparaten soziologischen Theoriebildung in archäologischen Fachdiskursen bietet, vielleicht sogar den Nachweis subkutaner Wirkungen dieser Theorien in der Archäologie, ohne dass es den jeweiligen Forschern bewusst wäre, in welchem Ausmaß sie ihr archäologisches Arbeiten infiltriert haben. Wenigstens darf man eine systematische Behandlung archäologischer Adaptionen soziologischer Großtheorien erwarten, wie sie sich etwa mit den Namen Durkheim, Marx, Weber, Parsons, Luhmann, Bourdieu, Giddens etc. verbinden. Diese Erwartung wird enttäuscht, denn faktisch geht es nur um die Anwendbarkeit eines einzigen Konzeptes, des Strukturell-individualistischen Ansatzes, dessen Kern, die Theorie der Rationalen Wahl, überdies nicht genuin soziologischer, sondern ökonomischer Provenienz ist. Titel und Untertitel sind also, um das Mindeste zu sagen, irreführend.

Das einleitende erste Kapitel (S. 10–14) erläutert das Bild der »Schnittstelle« von Archäologie und Soziologie. Mit Rekurs auf Colin Renfrew und Reinhard Bernbeck wird diese in der »wissenschaftliche(n) Beschäftigung mit Gesellschaften« verortet, wofür die Soziologie »ein Repertoire an Methoden und theoretischen Modellen« bereitstelle (S. 11), ohne dass dieses Repertoire im weiteren Verlauf im Hinblick auf seine Tauglichkeit für archäologische Fragestellungen tatsächlich ausgelotet würde. Zwar sei »Gesellschaft« im archäologischen Arbeiten durchaus präsent, doch, wie ein programmatisch vorangestelltes Zitat von Nils Müller-Scheeßel postuliert (S. 10), entstammen die Vorstellungen der Archäologen im Normalfall nicht den Ergebnissen expliziter Theoriebildung benachbarter Disziplinen, sondern einem wenig reflektierten Alltagsverständnis. »Eine, wenn nicht sogar die Hauptaufgabe der Archäologie ist die *Rekonstruktion von Gesellschaft*«, und die Soziologie sei aufgerufen, zu diesem Zweck »Hilfestellung« zu leisten (S. 12). Nun hat die Soziologie ihre Kategorien, Methoden und Theorien vor allem an modernen Gesellschaften gewonnen, was die Frage provoziert, inwieweit ihr begriffliches Instrumentarium überhaupt geeignet sein kann, die Strukturen traditionaler Gesellschaften, mit deren Ausdrucksgestalten es die prähistorische Archäologie (und nur um sie geht es in der Untersuchung) zu tun hat, adäquat abbilden kann. Wenn schon die Soziologie und nicht die Ethnologie als Stichwortgeber adressiert wird, wäre es naheliegend, vor allem auf kulturvergleichende Strömungen innerhalb des Faches abzuheben, deren Interesse kulturellen und sozialen Universalien gilt, die auch als für prähistorische Gesellschaften geltend angenommen werden können.

In dem zweiten Kapitel wird auf nur viereinhalb Seiten (S. 15–19) »die deutsche Diskussion« innerhalb der Archäologie zur Übernahme von Theorien aus anderen Fächern abgehandelt. Bemüht wird der Topos einer »Theoriefeindlichkeit«, das Kapitel besteht wesentlich aus einer Synopse von Texten Reinhard Bernbecks (Theorien in der Archäologie [Tübingen u. a. 1997]), Manfred Eggerts (Theorie in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie: Erwägungen über und für die Zukunft. In: M. K. H. Eggert/U. Veit [Hrsg.], Theorie in der Archäologie: Zur englischsprachigen Diskussion. Tübinger Arch. Taschenbücher 1 [Münster u. a. 1998], 357–377) sowie Ulrike Sommers (Deutscher Sonderweg oder gehemmte Entwicklung? Einige Bemerkungen zu momentanen Entwicklungen der deutschen Archäologie. In: P. F. Biehl/A. Gramsch/A. Marciniak [Hrsg.], Archäologien Europas/Archaeologies of Europe. Geschichte, Methoden und Theorien/History, Methods and Theories. Tübinger Arch. Taschenbücher 3 [Münster u. a. 2002], 185–196). Immerhin stellt eine Fußnote (S. 19 Anm. 12) in Aussicht, dass in einem späteren Kapitel »einige neuere deutsche Ansätze diskutiert« werden.

Breiten Raum nimmt eine Rekapitulation der englischsprachigen Diskussion ein (S. 20–56), in welcher der Prozessualismus in seinen unterschiedlichen Spielarten, der Postprozessualismus in Gestalt der interpretativen Archäologie Ian Hodders sowie die »Kritische Archäologie« von Michael Shanks und Christopher Tilley abgehandelt werden. Auch hier bewegt sich Verf. in den bewährten, von der deutschen Literatur (v. a. Bernbeck a. a. O.; Eggert/Veit a. a. O.) zum Thema vorgezeichneten Bahnen. Eingeschaltet werden jeweils Bemerkungen zu den dargestellten theoretischen Positionen »aus sozialwissenschaftlicher Perspektive«, an welchen zuweilen befremdet, wie unbefangen eine partikulare, einem bestimmten Paradigma der Sozialforschung entstammende Perspektive als allgemein sozialwissenschaftliche behauptet wird. Der den Prozessualismus fundierende Funktionalismus wird mit Verweis auf das Problem der funktionalen Äquivalente zurückgewiesen (S. 36), und in Zusammenhang mit den interpretativ-induktiven Ansätzen des Postprozessualismus wird dekretiert: »Induktive Schlüsse sind aber logisch unzulässig« (S. 44).

Das vierte Kapitel (S. 57–72) stellt die »Frage nach der archäologischen Erkenntnis«, diskutiert die Differenzen von »Erklären« und »Verstehen« und erteilt Nachhilfe in Grundlagen der Wissenschaftstheorie. Gegen die von Manfred Eggert und Ulrich Veit darlegte Bedeutung des Analogieschlusses für eine archäologische Gegenstandserschließung werden Max Weber und Hartmut Esser ins Feld geführt, und spätestens hier wünscht man sich eine Erdung der abstrakt-allgemein geführten Diskussion anhand konkreter Beispiele, das heißt anhand realiter sich stellender Erklärungs- und Verstehensprobleme der Archäologie. Wenn sie, wie einleitend behauptet, »die Rekonstruktion von Gesellschaft« zu leisten hat, so stellt sich Rez. zunächst einmal die Frage, wie ein Brückenschlag von den archäologischen Quellen hin zu der Gesellschaftsrekonstruktion beschaffen sein kann. Während die im Überfluss vorhandenen Daten der Soziologie, seien sie natürliche oder erhobene, im Normalfall auch vergleichsweise direkte Manifestationen von Gesellschaft sind, ist der Zusammenhang bei den materiellen und außerdem hochselektiven Quellen der Archäologie ungleich vermittelter. Bevor sie überhaupt als Indikatoren »gesellschaftlicher« Verhältnisse im Sinne von Sozialstrukturen, Herrschaftsorganisationen, Wirtschaftsweisen etc. ausgewertet werden können, bedarf es einer Rekonstruktion ihres Affordanzcharakters, das heißt einer Explikation der ob-

jektiven Möglichkeiten ihrer praktischen Verwendbarkeit, sowie möglicher, von dieser funktionalen Primärbedeutung abgeleiteter Bedeutungen. Wie diese Lücke, die zugleich auch die zentrale Differenz zwischen Soziologie und Archäologie als Gesellschaftswissenschaften markiert, geschlossen werden soll, bleibt offen.

Kapitel 5 (S. 73–93) exponiert das Modell, von dessen Anwendung auf Gegenstände der Archäologie sich Verf. einen Erkenntnisgewinn erhofft: den Strukturell-individualistischen Ansatz, der in dem Postulat des methodologischen Individualismus gründet, welcher wiederum soziale Phänomene als Ergebnisse von Handlungen individueller Akteure erklären möchte. Zentral für diesen Ansatz ist daher die Theorie der Rationalen Wahl, und die angeführten Gewährsleute sind vor allem Hartmut Esser, Siegwart Lindenberg, Karl-Dieter Opp sowie Andreas Diekmann und Thomas Voss. Wenn es nun als Hauptaufgabe der Archäologie angesehen wird, »Gesellschaft« zu rekonstruieren, dann erstaunt die Wahl eines dezidiert akteurszentrierten Ansatzes, in dem gesellschaftliche Phänomene nicht als eigenlogische Gebilde, sondern als Manifestationen des Handelns einzelner Akteure begriffen werden. Als zentral für die Theorie der Rationalen Wahl werden in Anlehnung an Diekmann und Voss (A. Diekmann/Th. Voss, Die Theorie rationalen Handelns. Stand und Perspektiven. In: Dies. [Hrsg.], Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften. Anwendungen und Probleme. Scienta Nova [München 2004], 13–29, hier 15) drei Bausteine angeführt: (1) die Akteure, die (2) Präferenzen haben, über Ressourcen verfügen, Restriktionen unterliegen und zwischen (mindestens zwei) Handlungsoptionen auswählen können sowie (3) eine angebbare Regel, die der Entscheidung der Akteure zugrundeliegt. Deutlich wird hier bereits eine Eigenart dieses Ansatzes, die sich bei der Untersuchung geschichtlicher Verläufe als problematisch erweisen könnte: Die Handlungsoptionen sind immer schon vorgegeben, die Wahl ist damit gerade keine riskante Entscheidung in eine offene Zukunft hinein, bei der zumindest der Chance nach etwas genuin Neues entstehen könnte, sondern letztlich ein bloßes Kalkül. Zu unterscheiden ist eine »harte« (oder enge) von einer »weichen« (oder weiten) Variante: Jene unterstellt Eigennutzmaximierung und rein materielle Interessen, diese berücksichtigt darüber hinaus auch »soziale Missbilligung, interne Kosten und Belohnungen und altruistische Motive« (Diekmann/Voss a. a. O., hier 20).

Erläutert wird sodann die Einbettung der Theorie der Rationalen Wahl in ein umfassendes, zwischen der Mikroebene des einzelnen Akteurs und der Makroebene aggregierter Effekte vermittelndes Erklärungsmodell, der vielzitierten »Badewanne« (die graphische Skizze hat die Anmutung eines Badewannenquerschnitts). In seiner Darstellung dieses Erklärungsmodells bedient sich Verf. der prägnanten terminologischen Fassung durch Esser (Soziologie. Allgemeine Grundlagen [Frankfurt a. M. u. a. 1993]): Auf der Makroebene ist die »Logik der Situation« zu verorten, das heißt die situationsgebundenen Ressourcen und Restriktionen, mit denen ein Akteur konfrontiert ist; vor ihrem Hintergrund greift auf der Mikroebene die »Logik der Selektion« von Handlungsoptionen; die »Logik der Aggregation« schließlich bezeichnet, wie sich Einzelhandlungen zu kollektiven Effekten auf der Makroebene aggregieren, die das Explanandum ausmachen. Eingefügt ist ein Exkurs »zum Begriff der ›Rationalität‹ « (S. 85–87), in dem einem Missverständnis begegnet werden soll, das Rationalität mit bloßer Zweckrationalität und mithin dem Verfolgen egoistischer Motive gleichsetzt. Mit Diekmann und Voss (a. a. O., hier 13) wird Rationalität als »Handeln in Übereinstim-

mung mit den Annahmen (Axiomen) einer Entscheidungstheorie« aufgefasst, mit Opp (Die Theorie rationalen Handelns im Vergleich mit alternativen Theorien. In: M. Gabriel [Hrsg.], Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie [Wiesbaden 2004], 43–68, hier 47) wird darauf hingewiesen, dass auch ausgewiesene Altruisten ihren eigenen Nutzen maximieren. Mit Verweis auf Esser (Soziologie. Spezielle Grundlagen 1: Situationslogik und Handeln [Frankfurt a. M. u. a. 1999], hier 223) schließlich werden »die mentalen Grundstrukturen für die zum Handeln nötigen Selektionsleistungen« auf der Ebene der *conditio humana* lokalisiert, sie seien Teil der Grundausstattung eines jeden Exemplars der Gattung *homo sapiens*, »in welchen Kulturen und zu welchen Zeiten auch immer« (ebd. 224), und Verf. bilanziert: »Spätestens jetzt dürfte klar geworden sein, dass rationales Handeln in diesem Sinn auch für sogenannte vormoderne Gesellschaften postuliert werden kann. Auch der *prähistorische* Akteur handelte *rational*« (S. 87). Eingedenk dessen, dass Verf. konkurrierende sozialwissenschaftliche Paradigmen mit Vokabeln wie »inhaltsleer« oder »nicht überprüfbar« abkanzelt (insbesondere in Kap. 6), erscheint die Begründungsleistung für diese zentrale Annahme der Untersuchung als dürftig. Es bleibt bei einem bloßen Postulat ohne theoretische Ableitung, das allein mit rhetorischen Mitteln (»Spätestens jetzt dürfte klar geworden sein ...«) bekräftigt wird. Aber gesetzt, der prähistorische Mensch agierte »in Übereinstimmung mit den Annahmen einer Entscheidungstheorie«, fragt sich, wo in seinem Fall das vorgestellte Erklärungsmodell ansetzen könnte. Wie stellte sich ihm die »Logik der Situation« dar, welche Handlungsoptionen boten sich ihm, mit welcher Entscheidungsregel operierte er bei der Wahl, wie und warum verdichteten sich die Einzelhandlungen zu einem kollektiven Phänomen? Was kann, bezogen auf archäologische Quellen, überhaupt ein solches Phänomen sein? Die Antwort des Verf. auf die letzte Frage ist eine einfache: Jedes archäologische Artefakt ist Ergebnis einer Handlung, Handlungen ihrerseits sind Ergebnisse von Selektionsentscheidungen, daher lasse sich eine Entscheidungstheorie grundsätzlich auch auf archäologische Gegenstände anwenden (S. 87). Wäre es aber in Anbetracht der Quellenlage nicht angezeigt, direkt an den Artefakten anzusetzen und ihre objektive Bedeutung im oben spezifizierten Sinne methodisch geregelt zu erschließen? In der Frage, ob mit der »harten« oder der »weichen« Variante des Strukturell-individualistischen Ansatzes gearbeitet werden soll, fällt das Urteil des Verf. eindeutig aus. Da die »weiche« Variante auch Präferenzänderungen berücksichtigt, sei sie für eine archäologische Anwendung ungeeignet, da sich solche bei prähistorischen Akteuren nicht messen lassen, weshalb für sie Präferenzen angenommen werden müssten, »die raum-zeitlich unabhängig sind und somit immer gelten« (S. 90); außerdem fördere sie »Tautologien und Ad-hoc-Erklärungen, die nicht mehr falsifizierbar sind« (S. 90). Die Akteure, um die es im Folgenden gehen wird, sind also, wie vorgreifend auf das Fallbeispiel gesagt werden kann, neolithische *homines oeconomici*. Zur Bestimmung ihrer allgemeingültigen Präferenzen bedarf es mit Lindenberg (1996) »theoriereicher Brückenannahmen«, die, in Anlehnung an Adam Smith, in »physischem Wohlbefinden« und »sozialer Wertschätzung« gesehen werden. »Diese theoretische Bestimmung der Zielvorstellungen gilt auch für den *prähistorischen* Akteur!« (S. 91). Wie ist es um die empirische Überprüfbarkeit und faktische Überprüfung dieser Behauptung bestellt, bezogen sowohl auf ihre Gültigkeit für die Gegenwartsgesellschaft als auch auf ihre Projektion auf prähistorische Lebenswelten? Zwar konzediert Verf., in der Soziologie sei »die Frage der stabilen Präferenzen und die

Frage ihrer Messung durchaus umstritten« (S. 90), ohne sich aber inhaltlich mit der Kritik von Opp und Jürgen Friedrichs (K.-D. Opp/J. Friedrichs, Brückenannahmen, Produktionsfunktionen und die Messung von Präferenzen. Kölner Zeitschr. Soziologie u. Sozialpsychologie 48, 1996, 546–559), die er in einer Fußnote (S. 90 Anm. 104) anführt, auseinanderzusetzen. Die Genannten kritisieren, dass entgegen dem eigenen Anspruch Lindenbergs »physisches Wohlbefinden« und »soziale Wertschätzung« als oberste Ziele gesetzt, aber nicht theoretisch begründet werden. Um sie erreichen zu können, bedürfe es »Produktionsfunktionen«, das heißt, in einer Formulierung von Esser (Sinn, Kultur, Werte und soziale Konstitution. Oder: Was ist »soziologisch« am Modell der soziologischen Erklärung? In: M. Gabriel [Hrsg.], Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie [Wiesbaden 2004], 103–119, hier 106), »stets spezieller, *gesellschaftlich* definierter, und damit: spezieller ›Zwischengüter‹ «. Sie sind damit, anders als die universellen Präferenzen, jeweils historisch konkrete Gebilde. Im Falle der »sozialen Wertschätzung« werden mit Lindenberg (Die Relevanz theoriereicher Brückenannahmen. Kölner Zeitschr. Soziologie u. Sozialpsychologie 48, 1996, 126–140, hier 135) Status, Altruismus und Verhaltensbestätigung als solche Produktionsfunktionen identifiziert und folgendermaßen veranschaulicht: »Soziale Wertschätzung produziert Nutzen, Status produziert soziale Wertschätzung, eine prunkvolle Bestattung ist z. B. ein Mittel um Status zu produzieren« (S. 92). Für das »physische Wohlbefinden« werden, abweichend von Lindenberg und mit Bezugnahme auf Reinhard Wippler (Kulturelle Ressourcen, gesellschaftlicher Erfolg und Lebensqualität. In: Ders., [Hrsg.], Sociologie tussen empirie en theorie. Een kueze uit het werk 1970–1996 [Amsterdam 1996], 135–152), »Behaglichkeit« und »Genuss« behauptet. Dank der genannten Produktionsfunktionen liege eine »Suchheuristik« (S. 93) vor, so dass in einem letzten Schritt nur noch die spezifischen Ressourcen und Restriktionen im archäologischen Material ausfindig gemacht werden müssen, welche die Produktion von Status, Altruismus und Verhaltensbestätigung sowie von Behaglichkeit und Genuss ermöglichten bzw. einschränkten. Das Kapitel wird beschlossen mit der Wendung eines gravierenden Mangels des Modells, der fehlenden Begründung der angeblich universell gültigen Präferenzen, ins Affirmative: »Mit den allgemeinmenschlichen und damit raumzeitlich unabhängigen Zielen, die sowohl für moderne, als auch für prähistorische Akteure gelten, ist zudem ein Punkt angeschnitten worden, der den mangelnden Bezug der Archäologie zu Gegenwart aufgreift. Ohne politische Interessen zu verfolgen, wie Shanks und Tilley es taten, kann die Vergangenheit nun direkt über die Akteure mit der Gegenwart verknüpft werden« (S. 93).

Auf der Grundlage dieser Explikationen erfolgt im 6. Kapitel (S. 94–103) ein Vergleich des Strukturell-individualistischen Ansatzes mit anderen Theorieprogrammen, namentlich dem Funktionalismus, »interpretativen Ansätzen« und »anderen Handlungstheorien« (S. 94). Mit funktionalistischen Richtungen der archäologischen Theoriebildung teile der Strukturell-individualistische Ansatz die Fundierung im Kritischen Rationalismus Poppers, doch neige der Funktionalismus zu Ad-hoc-Erklärungen und vernachlässige das handelnde Individuum, hermeneutisch-interpretative Herangehensweisen sind in ihrem »grenzenlosen Relativismus« (S. 100) ohnehin keine ernstzunehmenden Konkurrenten, scheinen doch, wie es mit Verweis auf Opp (a. a. O., hier 65) heißt, ihre Vertreter »nicht fähig oder nicht willens zu sein, ihre Hypothesen klar zu formulieren« (S. 102), den »anderen Handlungstheorien« – erwähnt werden eigentümlicherweise nur

die mit den Namen Giddens und Bourdieu verbundenen Theorien – mangele es an einer nachvollziehbaren Verzahnung von Mikro- und Makroebene, die in dem Strukturell-individualistischen Ansatz von der »Makro-Mikro-Makro-Erklärung« gewährleistet werde.

Kapitel 7 (S. 104–113) erläutert die Anwendbarkeit des Ansatzes in der Archäologie anhand eines Fallbeispiels, der Errichtung megalithischer Monumente »im Kontext der sogenannten Trichterbecherkultur« (S. 104). Kurz werden die bisherigen, prozessual-funktionalistischen und postprozessual-interpretativen Deutungen solcher Monumente zusammengefasst, ohne dass Verf. auf die jeweiligen Begründungen dieser Deutungen einginge. Als ein ihnen gemeinsames Desiderat wird diagnostiziert, sie würden »häufig Ad hoc-Behauptungen heranziehen« (S. 105), und vor diesem Hintergrund werden die Vorzüge des Strukturell-individualistischen Ansatzes entfaltet. Das Explanandum besteht auf der Makroebene in dem »Aufkommen von Megalithbauten im Verbreitungsgebiet«, auf der Mesoebene im »Bau eines megalithischen Monumentes als kollektives Gut«, handele es sich doch um »kollektive Projekte« (S. 106). Die Situation der Akteure werde, neben den als stabil angenommenen Präferenzen »soziale Wertschätzung« und »physisches Wohlbefinden«, durch vier, nach dem Kriterium der Nachweisbarkeit ausgewählten Ressourcen und Restriktionen bestimmt: Erstens einer Zunahme der Bevölkerung im Übergang vom Meso- zum Neolithikum, abzulesen an der »Zunahme der Fundstellendichte« (S. 106), zweitens einer veränderten Wirtschaftsweise (Ackerbau und Viehzucht statt Sammeln und Jagen) und damit einhergehender Siedlungsfestigkeit, drittens einem Mangel an Bauholz bei gleichzeitigem Vorhandensein von Findlingen sowie viertens notwendigen technologischen Voraussetzungen in Form von Werkzeugen zur Holz- und Bodenbearbeitung. Die Lebenswirklichkeit des neolithischen Menschen wird auf elementare Faktoren heruntergebrochen, die trotz ihrer scheinbaren Evidenz durchaus diskussionsbedürftig wären. Abgesehen davon, dass die Annahme, Holz sei in dem Verbreitungsgebiet der Trichterbecherkultur ein knappes Gut gewesen, jeder Grundlage entbehrt, wäre zu erörtern, ob die zunehmende Fundstellendichte nicht auch eine Funktion der Siedlungsweise sein könnte, da feste Siedlungen und die mit ihnen ansteigende Zahl der Gerätschaften, die nun nicht mehr den Anforderungen einer mobilen Lebensweise genügen müssen, auch die Überlieferungswahrscheinlichkeit von Artefakten erhöhen. Außerdem ist die Überlieferung der für die Bodenbearbeitung exemplarisch genannten Schaufeln an besondere Erhaltungsbedingungen geknüpft, wie sie in Brunnen oder Feuchtbodensiedlungen und damit in neolithischen Kontexten gegeben waren, und schon deshalb hatten eventuell vorhandene mesolithische Holzschaufeln weit geringere Überlieferungschancen. Zu der Selektion der Handlungsoptionen und damit zu den spezifischen Produktionsfunktionen stellt Verf. die folgenden Überlegungen an. Die Möglichkeiten der Statusproduktion hätten sich im Mesolithikum auf Jagderfolge beschränkt, die Produktion sozialer Wertschätzung mittels Affekt sei dagegen zu vernachlässigen, da die Individuen nur in geringem Maße voneinander abhängig waren, weshalb auch die Produktionsfunktion der Verhaltensbestätigung vernachlässigt werden könne. Behaglichkeit hätte dem Mesolithiker die Konsumtion der Jagd- und Sammelbeute verschafft, Genuss dagegen die »abwechslungsreiche Umgebung« (S. 108), die er dank seiner nicht siedlungsfesten Lebensweise ausgiebig genießen durfte. Wäre es angesichts dieser Karikatur des Lebens einer Jäger- und Sammlergemeinschaft, de-

ren Projektionen zwischen den Lebensverhältnissen einer Primatenhorde und denen eines nach dem Modell der Sommerfrische Abwechslung goutierenden Großstädters oszillieren, nicht vielleicht doch sinnvoller, die umfangreiche ethnographische Literatur zu Lebens- und Wirtschaftsweisen vergleichbarer Gemeinschaften zu konsultieren und aus ihr Gemeinsamkeiten zu destillieren – etwa zu den faktischen Mechanismen der Statusproduktion jenseits der fettesten Jagdbeute, zu Formen der Arbeitsteilung oder zu Strategien der Herstellung und Aufrechterhaltung von Solidarität –, die plausiblerweise auch für das nordeuropäische Mesolithikum zu unterstellen sind? Gewiss kommen in der Logik des besseren Arguments prozedierende Plausibilitätserwägungen in der Welt des Strukturell-individualistischen Ansatzes nicht vor, zumindest solange nicht, wie sie nicht »einem rigorosen Test unterzogen werden können« (S. 97; Verf. zitiert Opp a. a. O., hier 63), aber kann der hier konstruierte mesolithische *homo oeconomicus* eine ernsthafte Alternative sein, wenn es um eine methodisch geregelte Erschließung prähistorischer Lebenswelten geht? Immerhin könnte eine auf der ethnographischen Literatur basierende Sachkenntnis die schwindelerregenden Generalisierungen des Verf. über »die« Jäger- und Sammlergesellschaft erden. Als heuristische Gerüste im Sinne einer typisierenden Zuspitzung könnten sie vielleicht dann brauchbar sein, wenn die archäologischen Quellen im weiteren Verlauf der Untersuchung eine Chance hätten, sie zu falsifizieren. Im vorliegenden Ansatz jedoch werden sie unter diese Generalisierungen und deren auszubuchstabierende Implikationen schlicht subsumiert.

Ähnlich pauschalisierend wird die »Bauerngesellschaft« des Neolithikums charakterisiert. »Weil ein Einzelner sich nicht ernähren könnte« (S. 108), dominierte in einer solchen das »Gemeinwohlprinzip« und eine wechselseitige Abhängigkeit der Individuen, Affekt und Verhaltensbestätigung wären als Produktionsfunktionen wichtiger als Status gewesen. Für die Behaglichkeit, auf die auch der Bauer des Neolithikums Anspruch hatte, hätten soziale Sicherung und die gemeinschaftlich erwirtschafteten Güter gesorgt, Abstriche waren allerdings beim Genuss zu machen, schließlich konnte seine Scholle im Hinblick auf Abwechslungsreichtum nicht mit den Gegenden, die der mesolithische Jäger durchstreifte, mithalten. Da soziale Wertschätzung und physisches Wohlbefinden nun am besten über Beiträge zum Gemeinwohl hätten erlangt werden können, lautet die erste Hypothese: »In einer frühen Bauerngemeinschaft wird der Einzelne gemeinwohlproduzierende Handlungen wählen« und an »Gemeinschaftsprojekten« mitwirken (S. 109). Warum aber mussten diese ausgerechnet die Gestalt der Errichtung megalithischer Monumente annehmen, was war, mit anderen Worten, deren hinreichende Bedingung? Hier sei »das Verhältnis verschiedener sozialer Gruppierungen, die als kollektive Akteure angesprochen werden« (S. 109), einzubeziehen. Daher folgt ein Schlenker zu den Langhäusern der zeitgleichen, mitteleuropäischen Rössener Kultur: »Auch diese Häuser sind Gemeinschaftsprojekte. Es kann davon ausgegangen werden, dass die Akteure der frühen Trichterbecherkultur noch mit den Akteuren der Rössener Kultur interagierten, sodass die folgende Argumentation prinzipiell gerechtfertigt erscheint« (S. 110). Diese ist folgendermaßen beschaffen: Aufgrund der Kontakte ins Mittelelbe-Saale-Gebiet erschien den »Akteuren der Trichterbecherkultur« der Bau von Langhäusern als probates Mittel zur Produktion sozialer Wertschätzung. Allein, es mangelte an Bauholz und möglicherweise auch an den technologischen Voraussetzungen zur Umsetzung eines solchen Gemeinschaftsprojekts, Findlinge waren hingegen ausreichend

vorhanden, und so ergibt sich fast von selbst eine weitere Hypothese: »Frühe nordische Bauerngemeinschaften orientierten sich an südlichen Bauerngemeinschaften und errichteten megalithische Monumente statt Langhäuser« (S. 112). Auch die Aggregation ist schnell referiert: »Da sich alle kollektiven Akteure an allen anderen kollektiven Akteuren koorientieren und Status produzieren wollen, kommt es schließlich zum massenhaften Errichten megalithischer Monumente entlang des ›*atlantischen Bogens*‹« (S. 112). Verblüffend ist an dieser Argumentation vor allem die vollständige Absehung von den Gebilden als solchen und ihrer Funktionalität. Wie sind die Langhäuser einerseits und die Megalithen andererseits beschaffen, welche Funktionen könnten sie erfüllt, welche Bedeutung für die Lebensvollzüge der sie errichtenden Gemeinschaften gehabt haben? Auch hierzu bieten ethnographische Quellen reichhaltiges Anschauungsmaterial. Wie aber soll das Vorhandensein von etwas gültig erklärt werden können, das für sich noch gar nicht erschlossen ist? Für eine solche im weitesten Sinne hermeneutische Sinnrekonstruktion fehlt Verf. jedes Konzept. Sie ist immanent vielleicht auch gar nicht von Belang, wenn man ergründen möchte, welchen Gebrauch ein in die Trichterbecherkultur projizierter *homo oeconomicus* von Megalithen bzw. Langhäusern machte, um seinen Nutzen zu maximieren. Aber was erfasst man damit von der »Gesellschaft« zur Zeit der Trichterbecherkultur, zu deren Rekonstruktion doch der Strukturell-individualistische Ansatz einen Beitrag zu leisten angetreten ist?

Beschlossen wird das Buch durch das 8., »Zusammenfassung und Ausblick« betitelte Kapitel (S. 114–119), das neben einer Rekapitulation eine Diskussion der Anwendbarkeit des Ansatzes auf die verschiedenen archäologischen Quellengattungen – Einzelfunde, Horte, Gräber und Siedlungen – enthält.

Verf. hat eine gewiss bemerkenswerte soziologische Diplomarbeit vorgelegt, doch ist das aus ihr hervorgegangene Buch in mancherlei Hinsicht ein Ärgernis. Von dem falsche Erwartungen weckenden Titel abgesehen, wäre die adäquate Publikationsform des inhaltlich für eine soziologische wie archäologische Fachöffentlichkeit interessanten Teils, der Diskussion der Anwendbarkeit des Strukturell-individualistischen Ansatzes auf archäologisches Material und die exemplarische Erprobung an einem Fallbeispiel, ein Aufsatz in einer Fachzeitschrift gewesen. In den in weiten Teilen paraphrasierenden Passagen zur Forschungsgeschichte der Archäologie wie auch zur Explikation des Strukturell-individualistischen Ansatzes spiegelt sich das Dilemma der Veröffentlichung von Qualifikationsarbeiten, in denen die Demonstration der eigenen Kenntnisse zum Forschungsstand einen Teil der Prüfungsleistung ausmacht. Originell ist der Versuch einer Übertragung des Strukturell-individualistischen Ansatzes auf archäologische Gegenstände, die aber zu ihrer Voraussetzung hätte, dass diese Gegenstände in ihrer Bedeutung bereits erschlossen sind, wofür Verf. kein methodisches Konzept anzubieten vermag. Der größte Vorzug des von ihm propagierten Ansatzes liegt nach Auffassung des Rez. darin, zur Explikation gleichsam zu zwingen, das heißt zum Offenlegen der Annahmen und den aus ihnen folgenden Ableitungen. Sind diese Annahmen dürftig, so ist dies offensichtlich, ihre Mängel werden nicht terminologisch und rhetorisch übertüncht. Ärgerlich ist ferner das wenig sorgfältige Lektorat, wie sich insbesondere an zahlreichen Eigentümlichkeiten der Interpunktion sowie der systematischen Falschschreibung von Eigennamen (»Klienlin«) zeigt. Auch in der nunmehr zweiten Auflage, erschienen im »AV Akademikerverlag«, der wie der Verlag der ersten Auflage Teil der VDM Publishing

Group ist, wurden diese Fehler nicht korrigiert. Zwar ziert den Umschlag jetzt eine andere Abbildung (die freilich so beliebig wie die der ersten Auflage wirkt), aber noch nicht einmal die Angaben zu der Person des Verf. wurden aktualisiert. Eingeschränkt wird die Benutzerfreundlichkeit der zweiten Auflage zudem durch die wegen eines veränderten Formats kleinere Schrift. Und nicht anders denn als maßlos ist schließlich der Preis von 49 Euro für ein Buch dieser Ausstattung zu bezeichnen.

Matthias Jung
Institut für Archäologische Wissenschaften, Abt. III Vor- und Frühgeschichte, Goethe-Universität, Campus Westend, Grüneburgplatz 1, D-60629 Frankfurt am Main;
Institut für Soziologie, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Goethe-Universität, Campus Westend PEG-Gebäude, Grüneburgplatz 1, D-60323 Frankfurt am Main
ma.jung@em.uni-frankfurt.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 53, 1/2 (2012), S. 142–147
© Waxmann

Svend Hansen/Johannes Müller (Hrsg.), Sozialarchäologische Perspektiven: Gesellschaftlicher Wandel 5000–1500 v. Chr. zwischen Atlantik und Kaukasus. Deutsches Archäologisches Institut, Eurasien-Abteilung; Christian-Albrechts-Universität Kiel, Institut für Ur- und Frühgeschichte: Internationale Tagung 15.–18. Oktober 2007 in Kiel. Archäologie in Eurasien 24. Mainz: Philipp von Zabern 2011. VII und 467 Seiten. Hardcover. Zahlreiche, teilweise farbige Abbildungen. ISBN: 978–3-8053–4386-2.

Der ansprechend gestaltete Band präsentiert die Ergebnisse einer im Jahre 2007 gemeinsam von der Eurasien-Abteilung des Deutsches Archäologischen Instituts und dem Institut für Ur- und Frühgeschichte der Christian-Albrechts-Universität Kiel abgehaltenen internationalen Tagung. Er umfasst 467 zweispaltig bedruckte A4-Seiten mit zahlreichen, auch farbigen Abbildungen. Abgedruckt sind insgesamt 20 Einzelbeiträge, fünf davon in englischer, der Rest in deutscher Sprache. Ergänzt wird der Band durch eine Einführung der beiden Herausgeber sowie ein kurzes Fazit von Johannes Müller. Allen Beiträgen wurden deutsche, englische und russische Zusammenfassungen beigegeben.

Die Beiträge bieten »sozialarchäologische« Fallstudien unterschiedlicher Reichweite aus dem weiten Raum »zwischen Atlantik und Kaukasus«. Im Fokus steht dabei der Zeitraum zwischen dem ausgehenden 6. und der Mitte des 2. Jahrtausends v. Christus. Es geht hier also nicht um die Frage der Neolithisierung, sondern um Prozesse der gesellschaftlichen und ökonomischen Ausdifferenzierung und Transformation bereits etablierter bäuerlicher Gemeinschaften nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Aufkommen der Metallurgie. Leitend war dabei die alte Frage nach der Entstehung sozialer Ungleichheit und stratifizierter Gesellschaften. Der Fokus des Bandes ist also ein dezidiert sozialarchäologischer, mit dem Ziel, einen Beitrag zu einer Sozialgeschichte des Neolithikums und der frühen Bronzezeit zu leisten.

Eingerahmt von einer theoretisch gehaltenen Einleitung und wenigen übergreifenden Betrachtungen am Ende des Bandes liegen die Schwerpunkte der Fallstudien zum einen im Bereich Neolithikum/Chalkolithikum, zum anderen in der Bronzezeit. Während im Hinblick auf den ersten Schwerpunkt der gesamte Raum »zwischen Atlantik und Kaukasus« abgedeckt wird, beschränken sich die Beiträge zur Bronzezeit auf Mittel- und Westeuropa. Die Gliederung des Bandes in acht Hauptabschnitte mit jeweils einem bis sieben Beiträgen wirkt insgesamt etwas unübersichtlich:

- Sozialarchäologische Perspektiven prähistorischer Gesellschaften: die Entstehung von sozialer Ungleichheit [Einführung],
- Jadeit und Differenzierungsprozesse in Westeuropa (5000–3000 v. Chr.) [ein Beitrag],
- Spätneolithikum und Chalkolithikum Südosteuropas (5500–4000 v. Chr.) [vier Beiträge],

- Nordeuropäische und nordmitteleuropäische Monumentalität (3800–2800 v. Chr.) [zwei Beiträge],
- Die Rolle des pontischen Raumes (5500–2200 v. Chr.) [drei Beiträge],
- Veränderte Perspektiven (3800–2200 v. Chr.) [zwei Beiträge mit Fokus auf Mitteleuropa],
- Bronzezeitliche Hierarchien (2200–1500 v. Chr.) [sieben Beiträge],
- Allgemeine Perspektiven [ein Beitrag zur Gewaltfrage sowie ein kurzes Fazit der Tagung].

Die Zuträger stammen größtenteils aus Deutschland, aber auch aus Ungarn, Polen, Dänemark, Schweden, den Niederlanden, Frankreich und Spanien. Angesichts des Themas erstaunt indes die Abwesenheit von Fachvertretern aus dem englischsprachigen Raum, aus dem viele der methodologischen Konzepte, die in den Einzelstudien zur Anwendung kommen, geborgt worden sind. Die entsprechenden Ansätze scheinen eine so starke Wirkung entfaltet zu haben, dass dadurch mitunter sogar die deutsche Sprache in Mitleidenschaft gezogen wurde (z. B. »Produktion, Distribution, Konsumtion und die Formation sozialer Unterschiede …«). Insgesamt bietet der Band eine Gelegenheit, sich einen Überblick über den Stand prozessual – und in gewissem Umfang auch postprozessual – überformter sozialarchäologischer Ansätze in der Urgeschichtsforschung des mitteleuropäischen Raumes zu verschaffen.

Der inzwischen auch in Mitteleuropa vollzogene Bruch mit der ›traditionellen‹, kulturhistorisch geprägten Urgeschichtsforschung hin zu einer kulturanthropologisch inspirierten Sozialarchäologie wird schon in der Einführung der beiden Herausgeber (S. 3–9) deutlich, in deren Literaturliste bezeichnenderweise keine einzige Publikation aus diesem Bereich mehr aufgeführt ist (abgesehen von Eggers' berühmter »Einführung in die Vorgeschichte«). Stattdessen wird auf Gordon Childes erst 25 Jahre nach seinem Erscheinen ins Deutsche übertragenes und bei Suhrkamp verlegtes Buch »Soziale Evolution« (1950, dt. 1975) Bezug genommen. Frühe deutschsprachige Beiträge zur Sozialarchäologie aus der Feder von Personen wie Herbert Jankuhn, Rolf Hachmann, Hermann Behrens oder Heiko Steuer bleiben hingegen unerwähnt.

Darüber hinaus wird kurz an wichtige Stationen und Begriffe der soziologischen und ethnologischen Theoriebildung zur politischen Organisation vorstaatlicher Gesellschaften erinnert (Émile Durkheim, Marcel Mauss, Bronislaw Malinowski, Claude Levi-Strauss, Karl Polanyi). Am Ende stehen die bekannten neoevolutionistischen Typologien von Marshall Sahlins und Elman R. Service, die – ergänzt um das Konzept des *big man* – einen groben Rahmen für die Verortung prähistorischer Gemeinschaften abgeben. Sie bieten Anregungen beim Nachdenken über die soziopolitische Verfasstheit prähistorischer Gemeinwesen. Eine Patentlösung für die Einordnung archäologischer Kontexte können sie indes auch in den Augen der Verf. nicht liefern. Stattdessen wird der Leser auf die archäologische Empirie verwiesen. Kryptisch – und im aktuellen, durch den *Practical* bzw. *Material Turn* bestimmten Theoriekontext der Kulturwissenschaften sogar anachronistisch – wirkt auch der abschließende Verweis auf Émile Durkheims alte Forderung, soziale Phänomene durch andere soziale Phänomene zu erklären (S. 8).

Die versammelten Fallstudien zu prähistorischen Gemeinschaften zwischen Atlantik und Kaukasus sind zu vielfältig und facettenreich, als dass man sie im Rahmen einer

solchen vom Umfang her begrenzten Besprechung im Einzelnen angemessen würdigen könnte. Deshalb möchte ich sie im Folgenden auch nicht nacheinander abarbeiten, sondern lediglich wesentliche thematische Schwerpunkte benennen. Dabei verzichte ich bewusst darauf, der primär geographisch-chronologischen Ordnung des Bandes zu folgen.

Einen ersten Schwerpunkt bilden Studien zur *Siedlungsweise, Sozialstruktur und Wirtschaft*. Agathe Reingruber präsentiert dazu die bisherigen Ergebnisse des Forschungsprojekts am Măgura Gorghana in Pietrele, Südrumänien (S. 43–55). Johannes Müller et al. diskutieren entsprechende Fragen für das spätneolithische Okolište in Bosnien (S. 81–107). Pál Racky, Alexandra Anders und László Bartosiewicz stellen die Ergebnisse ihrer Forschungen in der Großsiedlung mit Kreisgrabenanlage von Polgár-Csőszhalom in Nordostungarn (S. 57–79) vor. Jutta Kneisel und Johannes Müller (S. 295–324) schließlich betrachten die Ergebnisse der Grabungen in der frühbronzezeitlichen befestigten Siedlung von Bruszczewo in Polen aus einer dezidiert wirtschaftsarchäologischen Perspektive. Ein wiederkehrendes Element in allen diesen Beiträgen ist die Frage nach dem Verhältnis von Kernsiedlung/Tell und Außensiedlung(en)/Umland und deren möglichen Implikationen für die jeweilige Sozialordnung.

Einen zweiten Schwerpunkt bilden Studien zum Thema *Monumentallandschaften*. Hierzu gehört ein Beitrag von Karl-Göran Sjögren, der neue Ergebnisse zur Megalithik und Trichterbecherkultur in Westschweden vorlegt (S. 125–138). Johannes Müller beschäftigt sich unmittelbar anschließend mit der Sozialstruktur der mittleren und jüngeren Trichterbecher-Nordgruppe (3500–2800 v. Chr.) (S. 139–150). Langfristige demographische Trends und technisch-ökonomische Innovationen (Pflug) bilden, zusammen mit der beobachtbaren Tendenz von der Individual- zur Kollektivbestattung, den Hintergrund für sein Modell zur Erklärung der sozialen Dynamik im Beobachtungszeitraum. Gegenstand des Beitrags von David Fontijn (S. 429–447) ist die Entwicklung nichtmonumentaler Ritualplätze (Bestattungs- und Deponierungsplätze) in Belgien und den Niederlanden im langen Zeitraum zwischen 5000 und 1500 cal. BC. Erst im 3. und 2. Jahrtausend würden im Untersuchungsgebiet darüber hinaus regelrechte ›Grabmonumente‹ in Form von Grabhügeln fassbar, die die Landschaft sichtbar strukturiert hätten.

Zwei Beiträge des Bandes beschäftigen sich speziell mit dem Thema *Austausch und Kulturkontakt*. Lutz Klassen, Pierre Pétrequin und Serge Cassen (S. 13–40) diskutieren die »Akkumulation sozial wertbesetzter alpiner Artefakte im Neolithikum Nord- und Westeuropas«. Gegenübergestellt werden Befunde im Morbihan an der Südküste der Bretagne in der Mitte des 5. Jahrtausends und im westlichen Ostseeraum in der Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. Im ersten Fall handelt es sich um Beile vor allem aus Jadeitit und Eklogit, im zweiten Fall um Kupferflachbeile und andere Kupferartefakte, die jeweils im Kontext der ältesten Megalithgräber der betreffenden Region auftreten. Für die Verf. sind diese Parallelen nicht zufällig. Vielmehr wird als Ursache dieser konvergenten Entwicklung eine Kombination verschiedener ökologischer, kulturgeschichtlicher und allgemein psychologischer Faktoren vermutet. Thomas X. Schuhmacher (S. 415–428) diskutiert am Beispiel der iberischen Funde aus Elfenbein die Kontaktbeziehungen des westmediterranen Raumes im späten Chalkolithikum und in der frühen Bronzezeit. Nach neuen spektroskopischen Untersuchungen stamme im späten 3. Jahrtausend v. Chr. die Hälfte des iberischen Elfenbeins vom asiatischen Elefanten und sei deshalb wohl aus oder über Syrien eingehandelt worden. In der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends

v. Chr. hingegen weise die Mehrzahl der Funde auf den afrikanischen Elefanten. Diese Veränderung diskutiert Schuhmacher vor dem Hintergrund eines Modells, das exotische Waren als Prestigeobjekte betrachtet, die zwischen Eliten ausgetauscht werden.

Dem Thema *Austausch* spiegelbildlich entgegensetzt ist das Thema *Identität*. Es ist zwangsläufig in verschiedensten Studien des Bandes präsent. Ganz dezidiert wird es jedoch in zwei Beiträgen zum Endneolithikum aufgegriffen. Im Zentrum des Beitrags von Martin Furholt (S. 234–267) steht eine quantitative Untersuchung zur räumlichen Varianz stilistischer Merkmale der materiellen Kultur (Keramik) im 4. und 3. Jahrtausend v. Chr. in Mitteleuropa. Der Übergang von der Badener Kultur zur Schnurkeramik wird dabei vom Verf. – anders als von der älteren Forschung – nicht länger als Ausdruck einer Änderung der Größe von regionalen Identitätsgruppen (hin zu europaweiten Kulturgruppen) gedeutet. Vielmehr vermutet Furholt unter der Annahme gleich bleibender Größe räumlicher Identitätsgruppen »die Änderung der Zeichenfunktion materieller Kultur bzw. des Modus der Zeichenproduktion und einen Wechsel des Mediums für die Kommunikation überregionaler sozialer Identität« (S. 263). Mit demselben Zeithorizont befasst sich auch der Beitrag von Janusz Czebreszuk und Marzena Smyt (S. 269–291), auch wenn hier der räumliche Fokus im Raum östlich der Oder liegt. Auch diese beiden Verf. setzen in ihrer Studie auf quantifizierende Verfahren. Allerdings scheint sich bei den Untersuchungen der bereits von der älteren Forschung beschriebene Gegensatz zwischen Kugelamphorenkultur und Schnurkeramik zu bestätigen.

Mit dem Thema *Innovation* beschäftigen sich die beiden Beiträge von Svend Hansen und Stefan Burmeister. Hansen (S. 153–191) diskutiert in einem geographisch breit angelegten Überblick die technischen Innovationen in der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. und ihre gesellschaftlichen Konsequenzen. Neben Rad und Wagen sind hier v. a. die Domestikation von Pferd und Esel, die Zucht des Wollschafs, die Einführung neuer Metalle (Silber und Blei) und Legierungen sowie neuartige Artefakte (Waffen, Metallgefäße) zu nennen. Damit verbunden sei ein neuer Typus des Kriegers, der monumental bestattet wurde und dem bisweilen weitere Personen in den Tod gefolgt seien. Burmeister (S. 211–240) behandelt in seinem Beitrag die frühen Nachweise von Wagen im eurasiatischen Raum, die alle in ein vergleichsweise enges Zeitfenster zwischen etwa 3500 und 3000 v. Chr. zu stellen sind. Die zeitliche Priorität eines Teilraumes sei mit den verfügbaren Methoden nicht auszumachen. Aufgrund des Fehlens eindeutiger Hinweise auf regelmäßige Fernkontakte hält Burmeister einen polyzentrischen Ursprung dieser komplexen Innovation zwar grundsätzlich für möglich, Plausiblitätserwägungen sprächen aber für ein »monozentrisches Innovationsmodell« (S. 233).

Ein weiteres Kernthema des Bandes bildet die Frage nach dem *Verhältnis von ökonomischer Differenzierung und sozialer Differenzierung/Hierarchisierung*. Dabei wird in verschiedenen Beiträgen insbesondere die Rolle der Metalltechnologie und -wirtschaft intensiv beleuchtet. Slawomir Kadrow (S. 107–121) behandelt in seiner Studie die Entwicklung der Bestattungspraktiken in Südosteuropa vom Mesolithikum bis in die Kupferzeit. Besondere Aufmerksamkeit wird dabei dem Gebiet an der westlichen Schwarzmeerküste geschenkt, wo an der Wende zum 5. Jahrtausend v. Chr. erstmalig extramurale Gräberfelder, geschlechtsdifferenzierte Bestattungssitten und ›Prestigeobjekte‹ aus Metall und anderen Materialien auftauchen. Diese detaillierten Beobachtungen werden vom Verf. in einen größeren historischen Rahmen eingebettet und als Ausdruck

der Entwicklung besonderer Vergesellschaftungsformen (»ritterliches Ethos«, S. 113) gedeutet. Rüdiger Krause (S. 325–340) untersucht die Entwicklung »von Sozialstrukturen und Hierarchien« in den Ostalpen und in Alpenvorland während der frühen Bronzezeit. Dabei zeichnet er das Bild einer zunehmenden wirtschaftlichen Differenzierung, die mit einer Hierarchisierung verbunden gewesen sei, die sich u. a. in Prestigegütern sowie in der Errichtung von befestigten Siedlungen zu erkennen gäbe. Als Träger dieser Entwicklungen wird eine spezielle Elite angenommen. Knut Rassmann (S. 341–363) untersucht in seinem Beitrag den Metallverbrauch in der frühen Bronzezeit Mitteleuropas und gelangt aufgrund von Modellrechnungen zu interessanten Schlussfolgerungen. Seiner Ansicht nach lässt sich prähistorische Kupferproduktion nicht hinreichend durch zweckrationale Erwägungen erklären, sei doch das vorhandene ökonomische Potential bei weitem nicht ausgeschöpft worden. Entscheidend nicht nur für die Art, sondern auch für den Umfang der Produktion müssten demnach »ökonomieferne, religiös determinierte Aspekte« gewesen sein (S. 358). Einer solchen Sichtweise stehen die Schlussfolgerungen von Vicente Lull et al. (S. 381–414) mit konzeptuellen Anleihen beim Historischen Materialismus (›Produktivkräfte‹) entgegen. Gegenstand ihres Beitrags sind die lange bekannten Funde und Befunde der südspanischen El Argar-Kultur, die hier unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung staatlicher Strukturen neu kontextualisiert werden (»The First State Society in Western Europe«, S. 402).

Einen wichtigen Begleitaspekt gesellschaftlichen Wandels bildet die Frage von *Gewalt und Krieg*. Mit ihr befassen sich die Beiträge von Helle Vandkilde (S. 365–380) und Heidi Peter-Röcher (S. 451–463). Während Vandkilde sich auf die Bronzezeit beschränkt, weisen die diachron angelegten Erörterungen von Peter-Röcher schwerpunktmäßig in Bereiche, die den abgesteckten Rahmen des vorgelegten Sammelbandes überschreiten, nämlich in die vorrömische Eisenzeit und in die Römische Kaiserzeit. Peter-Röcher stützt sich dabei primär auf physisch-anthropologische Untersuchungen an prähistorischen Populationen. Vandkilde hingegen sieht darin lediglich ergänzende Informationen und beleuchtet systematisch das gesamte Spektrum verfügbarer Quellen inklusive der Anthropologie: Waffengräber, Waffendeponierungen, Technologien, Ikonographie und Befestigungen. Auch hinsichtlich der Schussfolgerungen gibt es deutliche Unterschiede zwischen den beiden Autorinnen. Aus der Perspektive von Peter-Röcher dominierten bis ins 1. Jahrtausend v. Chr. persönlich motivierte und verwandtschaftlich organisierte Auseinandersetzungen. Eine solche Position erscheint vor dem Hintergrund der Ausführungen Vandkildes zu den Verhältnissen in der europäischen Bronzezeit als eine verharmlosende Darstellung der Gewalt, auch wenn Vandkilde sich ebenfalls bemüht, aktuelle Vorstellungen einer Allgegenwart von Krieg und Gewalt in der Bronzezeit zu relativieren.

In den weiteren Kontext dieser beiden Studien lässt sich auch der Beitrag von Elke Kaiser (S. 193–210) zur »Sozialstruktur« im osteuropäischen Steppenraum einordnen. Grundlage der Studie bilden die Grabfunde der Jamnaja- und Katakombengrabkultur im 3. Jahrtausend, deren Aufwand und Ausstattung hier einer vergleichenden Untersuchung unterzogen werden. Die dabei erzielten Ergebnisse können das für diesen Raum bisher übliche Bild des »Reiter- oder Nomadenkriegers« (S. 207) nicht bestätigen.

Am Ende des Bandes steht ein kurzes Fazit zu Tagung und Publikation aus der Feder von Johannes Müller. Es wird eingeleitet mit einer Grundsatzkritik an der modernen

Sozialarchäologie, die uns »eine selbstgeschaffene Welt [präsentiere], die ohne jegliches hermeneutisches Gespür unsere Vorstellungen in die prähistorische Welt überträgt. Gesamturteil negativ« (S. 465). Ursache solchen Versagens sei eine »mangelnde Transmission zwischen einerseits archäologischen Befunden und Funden, andererseits einer modern besetzten Vorstellung von modischen Strömungen aus Kulturanthropologie und Soziologie« (ebd.). Glücklicherweise habe die Tagung bewiesen: »So ist es nicht« (ebd.). Vielmehr sei in den Diskussionen ein Bemühen deutlich geworden, »durch die Bildung konkreter Hypothesen und deren Verifikation oder Falsifikation« (ebd.) eine Verbindung von Theorie, Methode und Empirie herzustellen. Dabei habe sich auch gezeigt, dass sozialanthropologische Modelle nicht »eins zu eins in die archäologischen Kontexte übertragen werden« könnten: »Aus der archäologischen Beweiskraft ergeben sich ›wertneutralere‹ Unterschiede und manchmal auch Abstufungen von Beziehungsgeflechten, die differenziert von uns als soziale Konstanten anzusprechen sind und erst in einem weiteren Schritt mit Modellvorstellungen anderer Wissenschaftskulturen abgeglichen werden können. In der Konsequenz sind wir also auf einem sehr guten Weg: hin zu einer neuen Dimension der Überprüfbarkeit sozialarchäologischer Modelle« (ebd.).

Dies klingt nicht nur nach Eigenlob, sondern auch nach einem Revival der alten Moltke'schen Devise »getrennt Marschieren – vereint Schlagen«, die lange Zeit die Debatten in der traditionellen Urgeschichtsforschung bestimmt hat. Angesichts der speziellen methodischen Herausforderungen, denen sich ArchäologInnen gegenüber sehen, mag man geneigt sein, diesem Prinzip zuzustimmen. Man könnte hinter dieser Forderung indes auch eine Abschottungstendenz gegen eine immer unüberschaubarer werdende kulturtheoretische Debatte und einen erneuten Rückzug auf das (vermeintlich) sichere Feld der Empirie vermuten.

Das Fazit des Rezensenten fällt aus diesem Grunde etwas zurückhaltender aus. Die im vorliegenden Band präsentierten Fallstudien – in vielen Fällen das Kondensat umfangreicherer Arbeiten der Zuträger – sind nicht nur als Quellengrundlage für zukünftige Studien wichtig. Sie vermitteln in ihrer unterschiedlichen Anlage auch eine gute Vorstellung vom aktuellen Stand der sozialarchäologischen Debatte, die durch ein Neben- und Miteinander historisierender bzw. individualisierender, historisch-materialistischer und prozessualer Ansätze geprägt ist. Dezidiert postprozessuale Ansätze fehlen weitgehend. Im Einzelnen leidet die Argumentation allerdings vielfach unter einem unzureichenden Stand der sozialarchäologischen Begriffs- und Modellbildung. So bestimmen oft nicht klare theoretische Vorgaben, sondern Schlagworte (wie ›Sozialstruktur‹, ›Elite‹, ›Herrschaft‹ oder ›Ideologie‹) und der diffuse Einfluss lange etablierter Meistererzählungen um die Entstehung sozialer Ungleichheit die Debatte. Auch geht es den Verf., von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht um eine konsequente Modellierung gesellschaftlichen Wandels vor dem Hintergrund ökonomischer Bedingungen. Konstatiert wird vielmehr lediglich eine generelle Tendenz der Verknüpfung ökonomischer Spezialisierung und sozialer Differenzierung, eine durchgehende Kontinuitätslinie (im Sinne einer sozialen »Evolution«) sei nicht nachweisbar (S. 466).

Ulrich Veit
Universität Leipzig, Professur für Ur- und Frühgeschichte, Ritterstr. 14, 04109 Leipzig
ulrich.veit@uni-leipzig.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 53, 1/2 (2012), S. 148–150
© Waxmann

Friedrich Laux, Die Dolche in Niedersachsen. Prähistorische Bronzefunde VI, 14. Stuttgart: Franz Steiner 2011. 127 Seiten. 38 Tafeln. Hardcover. ISBN 978–3-515–09907–3.

In der Reihe ›Prähistorische Bronzefunde‹ wurden von Friedrich Laux bereits die Fibeln, Nadeln, Äxte und Beile sowie die Schwerter in Niedersachsen behandelt. Nun legt er die Dolche aus Niedersachsen vor, ein insgesamt 388 Exemplare umfassender Fundbestand. Ergänzend werden als Dolch- oder Schwertzubehör die Ortbänder, Gürtelhaken und Doppelknöpfe behandelt.

Laux bezieht in seinen Katalog Klingen mit einer Länge bis zu 25 cm ein. Längere Stücke wurden von ihm als Kurzschwerter bezeichnet. Die Grenzen sind sicher fließend. Daher ist es ratsam, beim eingehenden Studium der Dolche auch F. Laux (Die Schwerter in Niedersachsen. PBF IV, 17 [Stuttgart 2009]) mit heranzuziehen. Denn dort finden sich auch Klingen unter 25 cm (Laux, Schwerter Nr. 63–67). Die Trennung von Schwert und Dolch ist unscharf, denn viele Klingen waren ursprünglich deutlich länger und wurden nachdem sie gebrochen waren, einmal oder mehrfach umgearbeitet. Diese Problematik ist auch für die Typentrennung von Dolchen und Schwertern relevant.

Funktional gehören Dolche und Schwerter ohnehin zusammen. Nicht nur, dass Dolche mit einer Klingenlänge von 24,9 cm unter Umständen ebenfalls tödliche Waffen sein konnten. Mit dem Aufkommen der Schwerter in Mitteleuropa blieben die Dolche zunächst auch Teil der Waffenausstattung, wie zahlreiche Grabfunde belegen. Mit der jüngeren Bronzezeit endete die Produktion von Dolchen, an deren Stelle dann das einschneidige Messer trat. Dolche sind überwiegend in Männerausstattungen zu finden: Allerdings lassen sich auch mehrere Gräber benennen, die nach der Schmuckbeigabe als Bestattungen von Frauen gelten können (S. 110 ff.).

Laux gliedert den Fundstoff konsequent nach der Anzahl der Niete. Daraus resultiert eine nachvollziehbare Typenbildung. Doch bleiben unter den Dolchen mit zwei, drei oder vier Nieten auch eine Reihe von Stücken, die scheinbar einzeln stehen, bei einer stärkeren Einbeziehung der Form der Griffplatte jedoch zu weiteren Typen zusammengefasst werden könnten.

In der Einleitung charakterisiert Laux die Funde in chronologischer Sequenz. Erst mit der »Sögel-Wohlde-Zeit« setzen Dolche in größerer Zahl im Fundstoff ein. Bezogen auf die Produktionsgeschichte des Dolches ist dies ein sehr später Zeitpunkt.

Für die Kerbdolche von Altona bei Dötlingen, Lkr. Oldenburg (Nr. 267) und das fundortlose Stück im Museum Osnabrück (Nr. 144) erwägt Laux noch eine Datierung in »die Zeit der Megalithkultur« (S. 80), d. h. das 4. Jt. v. Chr. Typologisch steht ein Kerbdolch unbekannten Fundorts (Nr. 12) südfranzösischen Dolchen der Fontbouisse-Kultur nahe, die in das späte 4. und die erste Hälfte des 3. Jt. datiert werden kann. In einer neuen Untersuchung wurden von J. Vaquer, M. Remicourt und H. Vergély (Les poignards métalliques et lithiques du Chalcolithique pré-campaniforme des Petits et Grands Causses

dans le Midi de la France. In: J. Gascó/F. Leyge/Ph. Gruat [Hrsg.], Hommes et passé des Causses. Hommage à Georges Costantini [Toulouse 2006] 155–179) die vorglockenbecherzeitlichen Dolchfunde behandelt. Bemerkenswert ist die große Zahl von Dolchen des dritten Jahrtausends in Südfrankreich. Parallel zu dieser frühen Dolchproduktion hatte die Herstellung von Silexdolchen Konjunktur. Sie werden als Kopien der Metalldolche angesehen, doch erfasst dieses Modell nicht die Komplexität der Silexdolchherstellung. Denn auch im Fall der Silexdolche spielen seltene Materialien oder Importe eine gewisse Rolle. So ist ein Dolch aus der Grotte de Cascades aus einem Flint gefertigt, der südlich der Pyrenäen aus der Provinz Aragon stammt (G. Costantini, La grotte I des Cascades, Commune de Creissels [Aveyron]. Bull. Soc. Préhist. Française 62, 1965, 649–664). Der signifikante Anstieg der Silexdolche ist jedoch ein guter Indikator für die Existenz von Metallklingen, deren Fundüberlieferung durch die Wiedereinschmelzbarkeit des Kupfers bzw. der Bronze stark fragmentiert ist.

Mit Dolchen ist im nördlichen Mitteleuropa vereinzelt schon seit dem 4. Jt. v. Chr. zu rechnen, wie eine neu edierte Klinge aus Aspenstedt bei Halberstadt zeigt (J. Müller, mit einem anthropologischen Beitrag im Anhang von Brigitte Lohrke (†), Aspenstedt-Großer Berg, Ein spätneolithisches Grab mit kupfernem Nietdolch – Hinweis auf eine »verpasste« Innovation. Prähist. Zeitschr. 87, 2012, 44–57). Der Dolch von Aspenstedt ist eine Kupferlegierung mit einem Arsenanteil von 5,7%. Das prominenteste Beispiel für einen frühen Dolch im Norden ist das Exemplar aus dem Hort von Bygholm mit einem Anteil von 3% Arsen. Man kann in beiden Fällen deshalb auch von Arsenbronzen sprechen. Die Legierung des Kupfers war eine entscheidende technische Innovation, denn reines Kupfer zieht beim Schmelzen Sauerstoff an. Die Bläschen im geschmolzenen Kupfer bilden sich beim Erkalten des Metalls als Hohlräume (Lunker) im Gussprodukt ab. Während diese Lunker bei massiven Objekten nicht stören müssen, sind stark verlunkerte Klingen stark bruchanfällig. Beim Nachschärfen der Klinge öffnen sich Lunker zu Scharten. Für die Herstellung qualitätvoller langer Klingen bedeutete daher die Legierung eine wesentliche Voraussetzung. Am Ende des 4. Jt. v. Chr. gelang es im Kaukasus und in Ostanatolien Klingen mit einer Länge von über 60 cm zu gießen. Die variantenreiche Entwicklung des Dolchs und des Stabdolchs vollzog sich während des 4. Jt. v. Chr. in einem geographisch weiten Raum. Spätestens um 3100/3000 waren Dolche vom Kaukasus bis an den Atlantik verbreitet. Nördlich der Alpen fehlen sie hingegen mit wenigen Ausnahmen. Daher wären Untersuchungen der Metallzusammensetzung der niedersächsischen Kerbdolche sehr wünschenswert, auch um ihre Datierung zu verifizieren.

Die nächstjüngeren Dolche in Niedersachsen sind mit der Einzelgrabkultur verbunden, so eine Klinge aus Garbsen, Lkr. Hannover (Nr. 146), die zusammen mit einem schnurverzierten Becher gefunden wurde. In Ostereistedt, Lkr. Rothenburg (Nr. 222) fand sich das Fragment eines dreinietigen Dolchs zusammen mit einem Feuersteindolch und einer Axt in einem Grab der Einzelgrabkultur. Ein Dolch aus Esbeck, Lkr. Helmstedt (Nr. 11) stammt aus einem Grab der Glockenbecherkultur.

Lassen sich nur wenige Dolche aus Niedersachsen in das 3. Jt. datieren, so gilt dies auch für das frühe 2. Jt. v. Chr. Auffallend wenige Dolche sind in einen Bz A entsprechenden Zeitabschnitt zu datieren. Dieses Bild mag durch die Filter der Fundüberlieferung stark verzerrt sein. Einen gewissen Ausgleich bieten die Flintdolche, die ebenfalls ca. 25 cm lang sein können. Die Dynamik der Flintdolchherstellung ist von K.-H. Willroth

(Die nordische Bronzezeit: Anmerkungen zu ihrer Herausbildung. Ber. RGK 83, 2002, 99–122) beschrieben worden. Aus Bronze sind zwei Dolche, die als Opfergabe zusammen mit zwei Pfriemen, einer Fingerspirale und drei Noppenringen in der Rothestein Höhle bei Holzen, Lkr. Holzminden in einem Felsspalt deponiert waren (Nr. 145 und 268). Sie werden als Importe aus dem Verbreitungsgebiet der Aunjetitzer Kultur angesehen. Zwei weitere Dolche (Nr. 176 und 220) sind vermutlich in die gleiche Zeit zu datieren oder sogar älter. Die Fundumstände eines Vollgriffdolchs vom Malchiner Typ (Nr. 8) sind unbekannt. Dieser geringe Fundbestand wird allerdings durch ein Apa-Schwert und vier Vollgriffdolche vom Oder-Elbe Typ (Laux Schwerter Nr. 1,3–6), zwei weiteren Klingen und einer Stabdolchklinge (ebd. Nr. 7–9) ergänzt. Bei den meisten handelt es sich um Einzelfunde aus Gewässern oder Mooren. Metallklingen dieser Zeit wurden also vor allem als Weihgabe niedergelegt.

Erst mit den Gräbern der »Sögel-Wohlde-Zeit« setzt eine stark standardisierte Beigabensitte ein, durch die Schmuck in Frauengräbern, Waffen in Männergräbern überliefert wurde. Daher stammt die weit überwiegende Zahl aller Dolche in Niedersachsen aus Gräbern der mittleren Bronzezeit, bis diese spezifische Beigabensitte in der jüngeren Bronzezeit aufgegeben wird. Diese Grabfunde wurden mehrfach von Laux nach ihrer Ausstattung gruppiert und sollen hier nicht näher betrachtet werden.

Deponierungen spielen während dieser Zeit eine nur eine untergeordnete Rolle. Umso interessanter sind die als Weihgaben deponierten Dolche. Fast regelhaft lässt sich bei den Funden aus Mooren nämlich erkennen, dass es sich um Importe handelt. So ist ein Peschieradolch aus Wehdel, Lkr. Cuxhaven (Nr. 14) nach der Patina ein Moorfund. Der aus der Weser bei Bremen-Hasenbüren gebaggerte zweinietige Dolch (Nr. 128) ist ebenfalls ein Importstück vermutlich aus dem Gebiet der Loire. Vergleichbare Stücke finden sich z. B. im Hort von Chéry, Dép. Cher (G. Cordier, L'Âge du Bronze dans les Pays de la Loire moyenne [Joué-lès-Tours 2009] 87 Abb. 54, 43–45). Zur gleichen Typengruppe gehört auch das Schwert aus Westerwanna, Lkr. Cuxhaven, das ebenfalls im Moor gefunden wurde (Laux, Schwerter Nr. 84). Ein dreinietiger Dolch aus der Jeetzel bei Dannenberg, Lkr. Lüchow-Dannenberg (Nr. 230) ist Laux zufolge aus dem mittleren Elbegebiet importiert. Als Import wird von Laux auch die Kinge mit Moorpatina aus dem Lkr. Emsland (Nr. 266) angesprochen. Die sicher mehrfach gebrochene und immer wieder nachgearbeitete Dolchklinge aus einem Moor bei Westholt, Lkr. Friesland (Nr. 272) kann m. E. typologisch nicht genauer eingegrenzt werden. Die aus dem Weserkies stammende Klinge von Dreye, Lkr. Diepholz (Nr. 281) wird von Laux zutreffend in den Umkreis des Horts von Rosnoën, Dép. Finistère gestellt. Bereits in die jüngere Bronzezeit gehört ein Tüllengriffdolch aus Tostedt, Lkr. Harburg (Nr. 20), wohl Import von den Britischen Inseln oder Irland, der wahrscheinlich im Moor gefunden wurde. Für die Weihung an die übernatürlich gedachten Mächte wählte man »besondere« Dolche aus der Ferne aus. Bei den Schwertern ist eine solche Auswahl nur als Tendenz erkennbar.

Der vorliegende Band ist eine wichtige Ergänzung in der Erschließung einer bedeutenden bronzezeitlichen Fundprovinz. Dafür ist dem Autor sehr zu danken.

Svend Hansen
Eurasien-Abteilung des DAI; Im Dol 2–6; 14195 Berlin
svend.hansen@dainst.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 53, 1/2 (2012), S. 151–155
© Waxmann

Jutta Leskovar, Kämpfen um die Kelten. Archäologische Argumente in der neuheidnischen Literatur und der Keltenbegriff in der Fachliteratur. Keltische Forschungen, Allgemeine Buchreihe 2. Wien: Praesens 2012. 417 Seiten. Broschur. ISBN 978–3-7069–0642-5.

Es gibt seit rund zwanzig Jahren in der deutschsprachigen Archäologie eine – wenn auch langsam – wachsende wissenschaftliche Auseinandersetzung, die sich mit dem zwiespältigen Verhältnis von Esoterik im weitesten Sinne und Archäologie beschäftigt (z. B. J. Obmann/D. Wirtz, Orte der Kraft? Bodendenkmale im Spannungsfeld zwischen Archäologie und Esoterik. Kölner Jahrb. 27, 1994, 565–594; E.-M. Winkler, Kelten heute. Das Keltenbild in der Moderne von der Wissenschaft bis zur Esoterik [Wien 2006]; B. Schweighöfer, Keltisches Neuheidentum im deutschsprachigen Raum. Arch. & Moderne Gesellschaft 1 [Rahden/Westf. 2011]; R. Karl/J. Leskovar/S. Moser [Hrsg.], Interpretierte Eisenzeiten. Die erfundenen Kelten – Mythologie eines Begriffes und seine Verwendung in Archäologie, Tourismus und Esoterik. Stud. Kulturgesch. Oberösterreich 31 [Linz 2012]). Daneben haben sich immer wieder auch Soziologen, Theologen, Religionswissenschaftler und Kulturwissenschaftler mit diesem Themenfeld befasst, liefert die moderne Wiederbelebung vorchristlicher Religionen gerade auch diesen akademischen Fächern zahlreiche neue Forschungsfragen etwa hinsichtlich der Organisation solcher Gruppen, ihrer Rituale und ihrer Weltbilder (z. B. S. von Schnurbein, Religion als Kulturkritik. Neugermanisches Heidentum im 20. Jahrhundert. Skandinavistische Arbeiten 13 [Heidelberg 1992]; M. Pöhlmann [Hrsg.], Odins Erben. Neugermanisches Heidentum: Analysen und Kritik. EZW-Texte 184 [Berlin 2006]; R. Gründer, Germanisches (Neu-)Heidentum in Deutschland. PeriLog 2 [Berlin 2008]).

Mit der Arbeit von Jutta Leskovar »Kämpfen um die Kelten. Archäologische Argumente in der neuheidnischen Literatur und der Keltenbegriff in der Fachliteratur« ist das Thema erneut aus archäologischer Perspektive angegangen worden. Anhand der Analyse neuheidnischer Bücher geht sie der Frage nach, wie und in welchem Umfang auf archäologische Inhalte bzw. archäologische Literatur – speziell zum Keltenbegriff – zurückgegriffen wird, um damit das mutmaßlich hohe Alter neopaganer Rituale und Religionen zu ›beweisen‹. Dies geschieht sowohl in quantitativer als auch qualitativer Manier.

Die Autorin hat in den letzten Jahren verschiedentlich bereits zum Thema publiziert und legt jetzt ihre Ergebnisse in dieser Studie vor, bei der es sich um ihre geringfügig veränderte Version der Dissertation handelt, die 2009 an der Bangor University (Wales, UK) im Fachbereich ›Heritage‹ eingereicht wurde; nicht klar ist, ob die Arbeit ursprünglich auf Englisch geschrieben und für die Publikation von der Autorin ins Deutsche übersetzt wurde. Die Nichterwähnung dieser Frage und die ausführliche englische Zusammenfassung (S. 224–238) sprechen jedoch dafür, dass hier keine Übersetzung vorliegt. Nach 2009 erschienene Literatur wurde von der Autorin bis auf drei Ausnahmen

– und hier handelt es sich auch jeweils nur um Literaturverweise – nicht mehr eingearbeitet; zudem erstaunt, dass zwar immerhin Ronald Huttons »Blood and Mistletoe. The History of the Druids in Britain« (New Haven, London 2009) mit dem Hinweis auf Nichtberücksichtigung angeführt (S. 10), aber die aktuelle, fast 900 Seiten fassende und damit monumentale Monographie von Helmut Birkhan »Nachantike Keltenrezeption« (Wien 2009) nicht erwähnt wird.

Mit über 400 Seiten mutet Leskovars Arbeit auf den ersten Blick recht umfangreich an, allerdings fallen lediglich rund 240 Seiten davon auf die Analyse (inkl. Literaturverzeichnis), die restlichen etwa 170 Seiten bildet der Anhang (S. 250–417) – ein ›Katalog‹ der analysierten Textstellen, dem eine kurze Vorbemerkung (S. 249) vorangestellt ist. Man findet hier also alle von der Autorin in die Untersuchung eingeflossenen, exzerpierten Textstellen samt der verwendeten Codes und kann diese – bei Interesse und Bedarf – nachlesen und damit die Ergebnisse der Autorin nachvollziehen. Ein der Analyse vorgeschaltetes, zweigeteiltes ›Vorwort‹ (S. 7–13) befasst sich nicht nur mit »Begründung und Nutzen vorliegender Arbeit«, sondern auch mit dem »persönlichen Zugang« der Verfasserin zum Thema. Solche persönlichen Stellungnahmen sind für deutsche Publikationen ungewöhnlich und nicht jedermanns Sache.

Ziel der in drei Teile gegliederten Untersuchung ist zum einen die »systematische Erfassung der über die Urgeschichte (als chronologischer Begriff) in der neuheidnischen Literatur existierenden Vorstellungen am Beispiel der mit dem Begriff der ›Kelten‹ verbundenen Strömungen, sowie die Beurteilung dieser Vorstellungen aus Sicht der modernen Archäologie«. Zum anderen sollen die Wege der ur- und frühgeschichtlichen Inhalte von der Wissenschaft in die esoterische Welt nachgezeichnet werden. Es geht der Autorin also um die Wechselwirkung zwischen Archäologie und Esoterik (S. 7). Bei der Frage, wie archäologische Quellen ihren Weg in die esoterische Literatur finden, gehe es allerdings nicht darum, die Kluft zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft zu vertiefen, sondern vielmehr zu überbrücken (S. 8). Völlig zu Recht betont Leskovar, dass sich eben nicht nur Wissenschaftler mit der Vergangenheit beschäftigen; Aufgabe der Wissenschaft sei es daher auch, sich Themen zu widmen, die über das genuin Archäologische hinausgingen, zumal die große Öffentlichkeit heute in vielfacher Weise mit Ergebnissen aus der ›Esoterikecke‹ konfrontiert werde. Schließlich sei es weitaus wahrscheinlicher, ein Besucher eines Freilichtmuseums habe bereits vom ›Keltischen Baumkalender‹ gehört als von der Problematik archäologischer Geschlechtsbestimmungen (S. 9).

Die Rezension hält sich im Folgenden an die Systematik der Arbeit. Kapitel 1 ist überschrieben mit »Der Blick auf die neuheidnisch-esoterische Welt« und behandelt die in der neopaganen Literatur vorhandenen Vorstellungen zum Keltenbegriff. Der eigentlichen Analyse der neuheidnischen Literatur sind ›einführende‹ Kapitel zur Begriffsbestimmung (New Age, Esoterik, Neuheidentum) (S. 14 ff.), zum Forschungsstand (S. 25 ff.) – eine gezielte Auseinandersetzung in der Prähistorischen Archäologie mit Esoterik hat kaum stattgefunden –, zur Geschichte neuheidnischer Strömungen (z. B. Wicca) (S. 29 ff.) sowie zum Glauben von Neuheiden und ihren Praktiken bzw. Ritualen (S. 42 ff.) vorangestellt. Leser, die sich mit dem Thema noch nicht beschäftigt haben, bekommen hier einen guten, wenn auch gestrafften, Überblick. Das eine oder andere Mal hätte man gerne mehr über die ›Szene‹ erfahren, besonders hinsichtlich des neo-

germanischen Heidentums, das immer wieder, aber eben nur nebenbei, erwähnt wird (z. B. S. 26; 36; 41). Dies gilt auch dann, wenn der genuine Gegenstand der Dissertation die ›Kelten‹ sind. Denn gerade in der Kontrastierung zum gut untersuchten ›Neugermanentum‹ (zuletzt R. Gründer, Blótgemeinschaften. Eine Religionsethnografie des ›germanischen Neuheidentums‹ [Würzburg 2010]) hätte man noch deutlicher machen können, warum der Schwerpunkt der Arbeit ausschließlich auf der Analyse der Literatur keltischen Neuheidentums liegt – schließlich wäre gerade auch ein Vergleich der Vorstellungen von ›Kelten‹ und ›Germanen‹ im neukeltischen und neugermanischen Heidentum möglich gewesen.

Ein recht knappes Unterkapitel zu gleichen Quellen und unterschiedlichen Interpretationen (S. 44–46) fasst die Problematik zusammen (»Ziel der neuheidnisch-esoterischen Szene bei der Nutzung archäologischer Inhalte ist die Schaffung einer Traditionslinie für die jeweils eigenen Vorstellungen in eine möglichst ferne Vergangenheit«, S. 44) und präsentiert die leitenden Forschungsfragen (S. 45) wie z. B. die Frage, was die völlig unterschiedliche Interpretation der gleichen Quellen begünstigt. Ist es die Ignoranz der neuheidnisch-esoterischen Szene oder liegt es an der mangelnden Information durch Prähistoriker?

Die Qualitative Inhaltsanalyse der neuheidnisch-esoterischen Literatur bildet den Schwerpunkt dieses Kapitels (S. 46–126). Zunächst wird deren in der Prähistorischen Archäologie nicht gerade geläufige Methodik erläutert (S. 47–49) und dann die Kriterien für die Auswahl der zu analysierenden Werke (umfassende Darstellung der keltischen Spiritualität, Bestseller, Klassiker oder Autor hat viel publiziert bzw. ist sehr bekannt) vorgestellt (S. 46–59). Insgesamt wurden zehn deutschsprachige Werke ausgewählt, die aus den Jahren 1998 bis 2004 stammen (darunter sind allerdings sechs Bücher, die ursprünglich aus dem anglophonen Raum kommen und übersetzt wurden).

Leskovar hat alle zehn Bücher einer Einzelbeurteilung unterzogen (S. 59–125). Dabei folgt sie mehr oder weniger immer dem gleichen Aufbau: Titel des Buches; bibliographische Angaben (Länge des Buchs, Fotos etc.); Angaben zu Autorin und Autor; Selbstaussagen der Autorinnen und Autoren zum Anspruch des Buches; Auswertung in ›Listenform‹ (Codes werden angeführt, ihre Häufigkeit und ihre Skalierung); inhaltliche Auswertung (Nennung archäologischer Inhalte und Keltendefinition, Matriarchat, Traditionslinien, verwendete Literatur, Literaturverzeichnis). Dieser Aufbau ist durchaus nachvollziehbar, da dadurch eine vergleichende Betrachtung erleichtert wird. Allerdings macht es den Text nicht gerade lesbar, sondern führt nach dem dritten Buch zu einer gewissen Langeweile und zu Ermüdungserscheinungen.

Wer sich die detaillierten Analysen ersparen möchte, kann sich die konkreten Ergebnisse der Inhaltsanalyse auch zusammenfassend zu Gemüte führen (S. 126–148). Die Untersuchung zeigt, dass archäologische Aspekte bei allen analysierten Autoren keine große Bedeutung besitzen und eindimensionale Interpretationen bevorzugt werden (S. 129). Die in den Büchern behandelten Themen reichen vom Paläolithikum und den Megalithkulturen bis zur Hallstatt- und Latènekultur, von Fundorten wie Hochdorf und Heuneburg sowie von Quellengruppen wie Oppida und Viereckschanzen bis hin zu Quellheiligtümern, Moorleichen und Fundgattungen wie Kesseln (S. 129–143). Das Spektrum ist also recht vielseitig und überrascht nicht; jeder, der schon einmal ein Buch aus der Szene in der Hand gehabt hat, wird seine Vermutung durch Leskovars Arbeit

bestätigt finden. Die neuheidnisch-esoterischen Autoren bieten ihren Lesern ein archäologisches Sammelsurium an, um Traditionslinien in eine möglichst ferne Vergangenheit zu ziehen. Spirituelle Inhalte werden so bis in die Eisenzeit, bisweilen bis ins Paläolithikum zurückprojiziert (S. 137). Ernüchternd ist auch, dass zwar acht der zehn von Leskovar ausgewerteten Bücher ein Literaturverzeichnis besitzen (S. 148), archäologische Literatur aber kaum zitiert wird; die überwiegende Zahl der Quellen stammt nicht aus dem Bereich der Archäologie bzw. Wissenschaft (S. 144).

Im zweiten Kapitel »Der Blick auf die Prähistorische Archäologie« wechselt die Autorin sozusagen die Seite und nimmt sich des Keltenbegriffs im Fach an. Sie gibt zunächst einen recht kurzen Überblick zum Thema ›Archäologie und Öffentlichkeit‹ (S. 150–153), wobei sie vor allem die Arbeiten von Cornelius Holtorf heranzieht, die sich durch eine gewisse Radikalität auszeichnen. Das zeigt sich beispielsweise an seiner provokant vorgetragenen These, Archäologie solle sich nicht mehr länger mit der Vergangenheit, sondern vielmehr mit den Beziehungen im Hier und Jetzt beschäftigen. Hier wäre eine ausführlichere und kritischere Auseinandersetzung angebracht gewesen, zumal Leskovar in ihrer Arbeit durchaus nicht ein ›anything goes‹ predigt, und es auch im deutschsprachigen Raum eine lange und differenzierte Diskussion gibt, die von der Autorin leider nicht berücksichtigt worden ist (z. B. H. Härke, Vergangenheit und Gegenwart. In: S. Wolfram/U. Sommer [Hrsg.], Macht der Vergangenheit – Wer macht Vergangenheit. Archäologie und Politik. Beitr. Ur- u. Frühgesch. Mitteleuropa 3 [Wilkau-Hasslau 1993], 3–11; M. Schmidt, Archäologie und deutsche Öffentlichkeit. Arch. Inf. 17/1, 1994, 15–24; Diverse Autoren, Jahrestagung des Verbandes der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland e. V. »Gesellschaft und Archäologie – Gedanken zum kulturpolitischen Auftrag«. Internationales Kolloquium am 19.5.2003 in Ulm. Arch. Nachrbl. 9/2, 2004; H.-J. Gehrke/M. Sénécheau [Hrsg.], Antike Geschichte, Archäologie, Öffentlichkeit – für einen neuen Dialog zwischen Wissenschaft und Medien [Bielefeld 2010]).

Da das Buch die ›Kelten‹ in das Zentrum der Arbeit stellt, kann ein Überblick über die »Keltenbegriffsdebatte« (S. 154–159) selbstverständlich nicht ausbleiben. Dabei wird einmal mehr deutlich, dass es so viele Definitionen gibt wie Autoren. Die anschließende Analyse hinsichtlich der Verwendung des Keltenbegriffs in der Fachliteratur bestätigt unter anderem auch das. Leskovar hat für ihre Qualitative Inhaltsanalyse insgesamt zehn Fach- bzw. Sachbücher ausgewählt, wobei die Mehrheit von Ur- und Frühgeschichtswissenschaftlern verfasst worden ist. Kriterien für die Einbeziehung in die Untersuchung waren dabei, dass die Bücher in den zuvor ausgewerteten Werken der neuheidnischen Literatur herangezogen wurden, ›relativ‹ neu sind, ›relativ‹ häufig in der neuheidnischen Literatur zitiert werden sowie von ›relativ‹ bekannten Wissenschaftlern geschrieben wurden (S. 164 ff.). Für die Analyse wurden die Aussagen in den Büchern zum Keltenbegriff markiert und skaliert (›methodisch einwandfrei‹, ›methodisch zumindest etwas bedenklich‹, ›methodisch bedenklich‹) (S. 167); die nachfolgende Auswertung folgt dann dem bereits bekannten Schema aus dem ersten Kapitel, jedes Buch bzw. die Stellen zur Keltendefinition werden einzeln vorgestellt und bewertet (S. 168–188). Wie fast nicht anders zu erwarten war, distanzieren sich die Autorinnen und Autoren sprachlich nicht »vom Keltenbegriff als Volksbegriff« (S. 189).

Das letzte abschließende Kapitel (S. 208–223) fasst nochmals die Vorgehensweise und die Ergebnisse der Arbeit zusammen. Dabei zeigt sich, dass eine kritische Auseinan-

dersetzung mit dem Keltenbegriff entweder fehlt oder er in seiner »Funktion als Etikett für ein Volk« verwendet wird: »Auch die AutorInnen einer großen Anzahl von Büchern über ›die Kelten‹, die dem wissenschaftlichen Bereich zuzuordnen sind, begehen sprachliche Ungenauigkeiten bzw. nehmen in Kauf, wenn alles, über das sie schreiben, von der Urnenfelderzeit bis zum irischen Frühmittelalter, für die Vorstellungen der LeserInnen zu ›den Kelten‹ vereinnahmt werden« (S. 209). Man könne Laien also nicht vorwerfen, wenn auch sie solche Ungenauigkeiten übernähmen (S. 210). Allerdings, so Leskovar, müsse man kritisch feststellen, dass sich die neuheidnisch-esoterische Szene nur sehr wenig um die Quellenproblematik und die »dementsprechend nur lückenhaften Ergebnisse der archäologischen Forschung« (ebd.) kümmere. Die Autorin fordert daher, die Prähistorische Archäologie solle in Zukunft nicht weiter »vermeintliche Fakten« präsentieren, sondern es wagen, »die unverschuldete, weil quellenbedingte Unwissenheit zu verkünden« (ebd.). Hier wird man ihr voll und ganz zustimmen können.

Jutta Leskovar hat mit ihrer Untersuchung viele der oft ohne genaue Prüfung geäußerten Vermutungen bestätigt. Dazu zählt zum einen, dass die esoterische Literatur Traditionslinien aufzubauen versucht, wo es keine gibt und sie den Keltenbegriff unkritisch verwendet. Zum anderen macht ihre Arbeit deutlich, dass beides nicht ausschließlich die ›Schuld‹ der neuheidnisch-esoterischen Autoren ist, sondern schon in der archäologischen Fachliteratur begründet liegt, in der der Keltenbegriff häufig recht schwammig, ja immer noch im Sinne eines Volksbegriffs verwendet wird. Zustimmen wird man ihr auch, wenn sie meint, dass ein methodischerer Umgang mit dem Keltenbegriff innerhalb der Ur- und Frühgeschichtsforschung nötig sei, damit aber leider nicht zwingend das Ende des ›Keltischen Baumkalenders‹ besiegelt wäre (S. 222).

Insgesamt bleibt ein ambivalentes Urteil. Das liegt weniger an den vorgestellten Ergebnissen, die in dieser Form zu erwarten gewesen waren und die Vermutetes nun endlich durch eine systematische Analyse bestätigen. Was stört ist der extrem schematische Aufbau der Arbeit, der dem Leser die Lektüre nicht gerade erleichtert und durch die Einzelbewertungen der analysierten Bücher immer wieder Wiederholungen zumutet. Zudem hätte man sich bisweilen eine tiefergehendere Analyse bzw. Darstellung der Szene gewünscht. Gerade das Aufeinanderbeziehen und die Einbindung anderer Untersuchungen werden vermisst. Beides hätte gewiss den Lesefluss verbessert sowie die Ergebnisse schärfer konturiert und ihnen mehr Gewicht verliehen.

Stefanie Samida
Zentrum für Zeithistorische Forschung, Am Neuen Markt 1, D–14467 Potsdam
samida@zzf-pdm.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 53, 1/2 (2012), S. 156–159
© Waxmann

Andreas Wendowski-Schünemann, Archäologisches Zeichnen. Keramik – Metall – Glas. Archäologische Berichte des Landkreises Rotenburg (Wümme) 18. Oldenburg: Isensee Verlag 2013. 183 Seiten. 154 Abbildungen. Hardcover. ISBN 978–3-89995–941-3.

Mit der Vorlage einer Einführung in das archäologische Zeichnen stellt sich Andreas Wendowski-Schünemann der Unternehmung, ein bis dato ausstehendes Kompendium für das Zeichnen archäologischer Objekte vorzulegen. Anhand seiner Arbeit versucht er, grundlegende Regeln und Standards zum Zeichnen archäologischer Artefakte zu vermitteln und richtet sich dabei sowohl an Anfänger, Studierende, Mitarbeiter in Denkmalpflege und Museen als auch an Ehrenamtliche. Die Grundlagen zu dieser Publikation wurden während seiner Studienzeit in den frühen 1980er Jahren gelegt. Bis zum Jahre 2013 entstand so ein Zeichenratgeber, welcher seine langjährige Erfahrung in diesem Bereich widerspiegelt.

Die Basis für das wissenschaftlich korrekte Zeichnen ist für Wendowski-Schünemann das Sehen bzw. die visuelle Auseinandersetzung mit dem Fund. In seiner Ausführung liegt das Hauptaugenmerk auf keramischen Erzeugnissen, da es sich dabei um die häufigste Fundgattung handelt, die auch die sogenannte Baukeramik und Tonpfeifen beinhaltet. In kürzerer Form werden abschließend die Materialkategorien Metall (Beigaben, Hortfunde) und Glas (Gefäße, Perlen, Schmuck) hinzugefügt. Auf eine Darstellung zum Zeichnen lithischer Artefakte, ebenso wie organischer Funde wie Holz, Knochen, Geweih, Horn, wird mit dem Verweis auf bereits bestehende Literatur verzichtet. Die vorliegende Zeicheneinführung stellt die traditionellen, analogen Verfahren zum Zeichnen archäologischer Funde vor. Elektronische bzw. digitale Varianten (3D-Laser-Scanning, Zeichenprogramme) werden aufgrund der rasanten Entwicklung, den damit verbundenen hohen Kosten sowie ihrer oft unpraktikablen Handhabung nicht vertieft.

Nach diesen einleitenden Aspekten widmet sich Kapitel II (S. 7–13) den verschiedenen archäologischen Funddarstellungen, wie beispielsweise den Vor- und Nachteilen der Fotografie. Im Anschluss wird eine differenzierte Gliederung von Fundzeichnung (Konzeptzeichnung/Texturzeichnung), Fundskizze und Fundillustration vorgenommen und diese anschaulich mit Beispielzeichnungen visualisiert.

Im folgenden Kapitel III (S. 18–38) gibt der Autor einen Überblick über die Arbeitsmittel eines Zeichners. Nach der Unterteilung in die Arbeitsschritte »Datenerhebung und Datenverarbeitung« werden Zeichenhilfen und Zeichenmittel beleuchtet, die für die Bewerkstelligung notwendig sind. Es folgt eine detaillierte Vorstellung des Zeichengeräts (Lineale, Bleistreifen, Stechzirkel, Tasterzirkel, Profilkamm, Messschieber, Kurvenschablone etc.). Anschließend werden weniger bekannte »Erfindungen« und Hilfsgeräte zum Zeichnen archäologischer Artefakte aus den 1960/70er Jahren vorgestellt (Bsp. Fundstückzeichner, System Eichstaedt, S. 26; »Camera ludica«, S. 27). Es handelt sich

hierbei um interessante, wenn auch eher veraltete Methoden, bei denen das Verhältnis von Aufwand und Nutzen für den »durchschnittlichen« Zeichner fraglich erscheint.

Der nachfolgende Absatz zu den Zeichenmitteln ist stellenweise etwas zu ausführlich geraten. Sind die Ausführungen zu Stift, Radierer und Zeichengrund nachvollziehbar, scheinen hingegen die richtige Handhabung eines Anspitzers (»Die Mine ist dann fertig gespitzt«, S. 29) bzw. von Klebestreifen merkwürdig. Verweist Wendowski-Schünemann mit Recht auf den schwierigen Umgang mit Rapidographen und dem dazugehörigen »Föhnen« von Tuschezeichnungen, so fehlt leider der Verweis auf neuartige wasser- und lichtbeständige Tintenzeichner, wie etwa Architekten sie verwenden, bei denen die Vorteile der geringen Trocknungszeit bzw. der Möglichkeit des Radierens auf der Hand liegen. Ähnlich überholt erscheint der Abschnitt zum Fixieren von Zeichnungen für Tafelvorlagen auf Kartonpappe mit Montagekleber (S. 37). Durch die sehr kleinteilige Aufgliederung und die langen theoretischen, sich wiederholenden Erläuterungen der Einzelaspekte bzw. von Allgemeinplätzen wird das Lesen stellenweise erschwert und der praktische Nutzen, der in einem schnellen Zugang und effektiven Umsetzen beim Zeichnen liegen sollte, in Frage gestellt.

Kapitel IV widmet sich den archäologischen Zeichentechniken (S. 41–94). Nach einer Einführung und Anmerkungen zum Zeitmanagement eröffnet der Verfasser das zeichnerische Vorgehen mit dem Erstellen einer Vorzeichnung. Gut illustriert präsentiert Wendowski-Schünemann verschiedene Möglichkeiten des Vermessens von Gefäßumriss, Profil, eventuellen Verzierungen und Handhaben (Messen mit Standard-Zeichenhilfe bzw. Profilkamm). Zeichenhilfen, die zuvor vorgestellt wurden (Umrisszeichner, Fundstückzeichner, »Camera ludica«), werden nun im Einsatz besprochen und es wird benannt, worauf zu achten ist und wobei Probleme auftreten könnten. Es folgen Hinweise zur Vorzeichnung (Zeichengrund, Pausen) und Reinzeichnung. In Bezug auf den zu wählenden Maßstab und die daraus resultierende Strichstärke benennt der Autor dankenswerterweise gängige Richtlinien der Römisch-Germanischen Kommission u. a. Eine für den ungeübten Zeichner sehr hilfreiche, da entsprechend gut bebilderte Passage ist jene zu den Schattenarten, dem Lichteinfall und dem richtigen Schattieren von Objekten. Die von schlicht bis erweitert vorgestellten Zeichnungstypen gliedert Wendowski-Schünemann in Konzept-, Textur-, Detail-, Kombinations- und technologische Zeichnung (Konstruktionszeichnung), wobei er richtigerweise darauf hinweist, dass der zu wählende Zeichenstil bzw. der Aufwand an das Objekt angepasst werden müssen. Die Raum- und Flächendarstellung sind Inhalt der nachfolgenden Unterpunkte. Trotz der zahlreichen Füllvarianten für Profildarstellungen fehlt leider der Verweis auf Drehscheibenware (schwarz ausgefülltes Profil), als auch die ästhetisch ansprechende Möglichkeit, das Profil digital mit hellgrauer Füllung zu betonen. Hervorzuheben ist die gelungene Beschreibung zur Gestaltung der Textur der Oberfläche, die Zeichenanfängern häufig Schwierigkeiten bereitet. Durch das Gegenüberstellen illustrierter Varianten werden die unterschiedlichen Techniken verständlich (Pünktel-Technik, Schraffur-Technik, Halbton-Technik/Bleistift-Schummerung). Darin unterscheidet sich die vorliegende Arbeit von Zeichenrichtlinien (z. B. in Ber. Bayer. Bodendenkmalpfl. 47/48, 2006/07, 385–394).

In gewohnt präziser Auseinandersetzung schließt sich das folgende Kapitel zur Zeichentechnik von Keramik an (S. 95–135). Aufgrund der Vielzahl unterschiedlicher Darstellungsweisen geht es dem Verfasser um die Vermittlung von Standards für das Zeich-

nen von Keramik. Im Hinblick auf den Gefäßaufbau werden die wesentlichen Aspekte erfasst und übersichtlich erläutert. Positiv zu erwähnen ist der Verweis auf eine teilweise erforderliche Drauf- und Unteransicht von Gefäßen, und auch die unterschiedlichen Möglichkeiten einen Profilverlauf darzustellen (intern/extern). Gleichermaßen aufmerksam beschrieben wird das Darstellen von Randfacetten, ebenso das Vorgehen bei innenseitigen Verzierungen. Ausführlicher und zugleich bebildert hätte die Beschreibung zur Orientierung der Scherbe ausfallen sollen (S. 110). Für einen unerfahrenen Zeichner ist sonst nicht nachzuvollziehen, wie es tatsächlich ausgeführt wird, da insbesondere bei handgeformter Keramik der Rand selten hundertprozentig horizontal geglättet ist. Ohne richtiges Ausrichten entsteht keine richtige Zeichnung! Wünschenswert wären Fotos gewesen, die den realen Umgang bzw. das Ausrichten von besonders großen keramischen Objekten zeigen, das mit nur zwei Händen oft kaum zu bewältigen ist.

Sehr wertvoll ist der Abschnitt zu schiefen oder nicht symmetrischen Gefäßen (Fehlbrand, Sekundärbrand), Drehscheibenkeramik und die Darstellung von wechselnden Verzierungen (Abb. 103–105, S. 120). Durch sein hohes Maß an Erfahrung kennt Wendowski-Schünemann auch problematischere Vorkommnisse beim Zeichnen und bietet dem Leser Lösungen an, wie etwa bei den Darstellungen von Applikationen/Handhaben (Henkel, Ösen, Knubben), innen liegenden Verzierungen, Rekonstruktion fehlender Teile oder Deckel. Im Abschnitt zu den Bruchkanten und dem Rissbild werden Vor- und Nachteile einer solch aufwendigen Darstellung kurz erläutert. Um den Zerscherbungsgrad aufzuzeigen, können alternativ die Scherben eines Gefäßes auch gezählt werden. Als effektiveres Mittel zur Zeitersparnis schlägt Wendowski-Schünemann vor, vor dem Umzeichnen mit Tusche die Vorzeichnung auf 50% zu verkleinern.

Knapper gehalten sind die Kapitel zur Zeichentechnik von Baukeramik (S. 137–141), Metall (S. 143–163) und Glasprodukten (S. 165–170). Es ist bedauerlich, dass auf Abschnitte zu lithischen Artefakten als auch zu Holz, Knochen und Geweih verzichtet wurde. Mit dem thematischen Aufgreifen von Darstellungsweisen der Baukeramik wird die zeitliche Spannbreite des Zeichenratgebers auch auf Funde von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Ausgrabungen ausgedehnt. In angenehmer Bündigkeit benennt und zeigt Wendowski-Schünemann die verschiedenen Arten der Baukeramik (Mauersteine, Fliesen, Formsteine, Dachziegel, Ofenkacheln) und erwähnt Besonderheiten, auf die der Zeichner beim Bearbeiten Rücksicht nehmen sollte (Trittsiegel, Herstellerstempel, Stapelspuren).

Sehr zu begrüßen ist das VII. Kapitel zum Zeichnen von Metallfunden, da diese Fundgattung für den Zeichner mit einem höheren Arbeitsaufwand und absoluter Präzision verbunden ist. Nach dem Vorstellen der verschiedenen Materialgruppen (Bronze, Edelmetalle, Eisen) und der damit verbundenen Gestaltung der Objektoberfläche (Punkteltechnik, Schrägschraffur) folgt der Verweis auf die richtige Orientierung des Fundes auf der Zeichnung. Anders als bei anderen Fundgattungen muss der Zeichner dazu mit der überlieferten Trageweise vertraut sein. Mit Akribie und passend gewählten Abbildungen stellt der Autor die geläufigsten Metallobjekte, die einem Zeichner begegnen, vor. Dabei bietet er wiederum Lösungen für Probleme an, die beim Zeichnen oder späteren Publizieren auftauchen können, beispielsweise für die Problematik, wenn Objekte die vorgesehene Satzspiegelgröße überschreiten (S. 149).

Die Zeichentechnik von Glasprodukten (Gefäße, Fensterglas, Email) ist Inhalt der folgenden Seiten. Besonders bei Glasprodukten gestaltet sich die Oberflächendarstellung problematischer, da es sich teilweise um ein durchscheinendes Material handelt und eine Kombination von Pünktelung und Schraffur angewendet werden muss. Neben dem Auftreten von Luftblasen im Glas ist auch die Darstellung von Farbigkeit eine Herausforderung für den Zeichner. Obwohl Wendowski-Schünemann das Anlegen einer Farbtafel vorschlägt (S. 168), fehlt leider der Verweis auf den vorhandenen Farbschlüssel für Glasperlen und Email z. B. des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege, bei dem eine bestimmte Schraffur für eine bestimmte Farbe steht.

Das abschließende Kapitel befasst sich auf drei Seiten mit analogen und digitalen Zeichnungen bzw. dem Zeichnen (S. 171–174). Es werden knapp die Aspekte von Haltbarkeit und Archivierung besprochen. Auch wenn die vorliegende Publikation sich nicht als Einführung in Bildbearbeitungs- oder Zeichenprogramme versteht, hätten doch grundlegende Verfahren zur grafischen Überarbeitung und digitalen Tafelmontage vorgestellt werden müssen, da sie heutzutage nicht mehr von der analogen Arbeit eines Zeichners zu trennen sind und allenthalben vorausgesetzt werden. Wendowski-Schünemann ist beizupflichten, dass das Sehen und Messen als auch ein intellektueller Prozess für das archäologische Fundzeichnen immer unerlässlich sein werden, trotzdem sollten aktuelle elektronische Medien, digitale Prozesse und zeitgemäße Entwicklungen dabei nicht vernachlässigt werden.

Obwohl es sich weniger um eine praktische Zeichenanleitung, als vielmehr um ein zum Nachschlagen geeignetes Werk handelt, bietet der vorliegende Band nicht zuletzt wegen der ausführlichen Beschreibungen und der bildlichen Dokumentation, die zu einem großen Teil aus gelungenen Zeichnungen des Verfassers besteht, einen guten und hilfreichen Überblick über zahlreiche Techniken und Herangehensweisen für das archäologische Zeichnen.

Anja Karlsen
Archäologische Illustrationen, Malteserstr. 74–100, Haus L, Raum 635, 12249 Berlin
www.archaeologische-illustrationen.de
info@archaeologische-illustrationen.de